Zobtener Zeitung — Fernsprecher Nr. 257. — Zobtener Stadtblatt

Anzeiger für Zobten am Berge
und Umgegend

Erscheint wöchentlich dreimal: Montag, Mittwoch und Freitag

Bezugspreis einschl. Abtrag je Monat 1,10 Reichsmark, durch die Post bezogen monatlich 1,10 Reichsmark, zuzügl. Zustellgebühr. — Bestellungen werden in der Geschäftsstelle und bei den Postanstalten jederzeit entgegengenommen.

Geschäftsstelle: Strehlener Straße 9.

Veröffentlichungsblatt für die städt. Behörden, das Amtsgericht u. die örtl. Vereine.

Anzeigen werden bis spätestens Montag, Mittwoch u. Freitag vorm. 9 Uhr erbeten, größere 1 Tag vorher

Im Falle von höherer Gewalt und bei Betriebs- oder Verkehrsstörungen hat der Bezieher keinen Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises. — Einzelnummer 10 Rpfg.

Anzeigenpreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 5 Rpfg., Text-Anzeigen 15 Rpfg. die Millimeterhöhe. Nachlaß usw. nach Preisliste. Z. Zt. ist Preisliste Nr. 5 gültig.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Text- und Anzeigenteil: Arthur Stoklossa, Zobten. DA VIII./38 760. Druck und Verlag: Buchdruckerei Arthur Stoklossa, Zobten, Strehlener Straße 9.

Anzeigen finden beste und weiteste Verbreitung

Nr. 108 | Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht rechtzeitig derselbe gekündigt wird. | Mittwoch, den 14. September 1938 | Für undeutlich geschriebene oder durch Fernsprecher übermittelte Anzeigen wird eine Gewähr nicht übernommen. | 54. Jahrg

Blutiger Terror der Tschechen im Sudetengebiet.

Die Prager Regierung verhängt Standrecht! — Befristete Forderungen Henleins. — Abbruch der Verhandlungen.

Im Laufe des Montag und Dienstag hat sich die Spannung im sudetendeutschen Gebiet derartig verschärft, daß es an vielen Stellen zu blutigen Zusammenstößen gekommen ist. In unbeschreiblich rücksichtsloser und brutaler Form sind die tschechischen Polizeiorgane und bis an die Zähne bewaffnete Truppenteile gegen die sudetendeutsche Bevölkerung vorgegangen, lediglich weil diese ihre Freude über die Führerrede in ruhiger und anständiger Form zum Ausdruck brachte oder das Selbstbestimmungsrecht forderte. Statt nun die Schießwütigen, die sogenannten Sicherheitsorgane des Staates, zur Rechenschaft zu ziehen, hat die tschechische Regierung in den sudetendeutschen Bezirken Eger, Neudeck, Preßnitz, Ellbogen, Kaaden, Karlsbad, Falkenau und Krumau das Standrecht verhängt, außerdem ist, um nach außen das Gesicht zu wahren, für das gesamte Staatsgebiet das Verbot politischer und unpolitischer Versammlungen sowie Umzüge und ähnlicher Veranstaltungen ausgesprochen worden. Damit sind die Sudetendeutschen unter ein brutales Ausnahmerecht gestellt worden, das sie in der Hand der wildgewordenen tschechischen Soldateska für völlig vogelfrei erklärt.

Die Morde müssen aufhören!

Befristete Forderungen Henleins an Hodza.

Die Hauptstelle der Sudetendeutschen Partei in Eger teilt mit: In einer heute in Eger stattgefundenen gemeinsamen Sitzung prüfte der Politische Ausschuß und die Verhandlungsdelegation der Sudetendeutschen Partei die durch die Zwischenfälle des gestrigen und heutigen Tages (Montag und Dienstag) und die Maßnahmen der Regierung geschaffene politische Lage. Die Verhandlungsdelegation der Sudetendeutschen Partei verwies hierbei darauf, daß seit Februar 1938 der tschecho-slowakische Ministerpräsident wiederholt erklärt hat, daß die Regierung nichts von Bedeutung ohne vorheriges Einvernehmne mit der Sudetendeutschen Partei unternehmen werde.

Obwohl vier Delegationsmitglieder heute bis ½11 Uhr vormittags in Prag weilten und sogar in telephonischer Verbindung mit dem Ministerrats-Präsidium standen, hat die Regierung ohne Fühlungnahme mit der Führung der Sudetendeutschen Partei außerordentlich weitgehende Maßnahmen angeordnet und durchgeführt. Sie legte verstärkte Gendarmerie- und Militärabteilungen in deutsche Bezirke, verhängte über große deutsche Gebiete durch den Rundfunk das Standrecht. Nach durchgeführter Beratung richtete der Stellvertreter Konrad Henleins, Abgeordneter Karl Hermann Frank, an den Ministerpräsidenten Dr. Hodza

folgende Forderung Konrad Henleins:

Die Führung der Sudetendeutschen Partei stellt fest, daß eine große Zahl Sudetendeutscher durch Staatsorgane und tschechische Grenzler getötet und verletzt worden ist. Bei dieser Lage sieht sich die Führung der Sudetendeutschen Partei außerstande, frei und unbeeinflußt über Recht und Schicksal des Sudetendeutschtums mit der Regierung zu verhandeln, wenn die Regierung nicht folgende Maßnahmen trifft:

1. Die Erklärung des Standrechts wird sofort zurückgenommen.
2. Aus allen Bezirken mit deutscher Bevölkerungsmehrheit wird die Staatspolizei zurückgezogen. Die Ausübung der Polizeigewalt wird den Bürgermeistern und Gemeindevorstehern übertragen, die auch für die Einrichtung der entsprechenden Ersatzorgane für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu sorgen haben.
3. Die Gendarmerie und alle übrigen Organe der SOS sind auf ihre normalen Funktionen und ihren normalen Stand zu beschränken. Sie haben gleichzeitig mit der Zurückziehung der Staatspolizei das Einvernehmen mit den Bürgermeistern und Gemeindevorstehern herzustellen, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden.
4. Sämtliche militärische Formationen sind in ihren Ubikationen und in rein militärischen Objekten zu kasernieren. Sie sind von der Zivilbevölkerung fernzuhalten.

Falls diese Forderungen des Sudetendeutschtums zur Herstellung eines normalen Zustandes, unter dem allein verhandelt werden kann, nicht binnen sechs Stunden angenommen, angeordnet, veröffentlicht und insbesondere durch den Rundfunk verbreitet werden, lehnt die Führung der Sudetendeutschen Partei jede Verantwortung für die weitere Entwicklung ab.

Keine Verhandlungen mehr.

Konrad Henlein hat am Dienstag mit der Verhandlungsdelegation die Lage geprüft. Es wurde festgestellt, daß mit Rücksicht auf die Vorfälle der letzten 48 Stunden, und da die Forderungen, die die SDP stellte, nicht erfüllt wurden, die Voraussetzungen für eine weitere Fortführung der Verhandlungen im Sinne des bisherigen Auftrages nicht mehr gegeben seien. Konrad Henlein hat deshalb die Delegation ihres Auftrages entbunden, und dem Abgeordneten Kundt, Abgeordneten Dr. Peters, Abgeordneten Dr. Rosche, Dr. Sebekowsky und Dr. Schicketanz für ihre aufopferungsvolle Tätigkeit gedankt.

Die große Rede des Führers auf dem Reichsparteitag siehe in der Beilage.

13 Blutopfer klagen die Tschechen an.

Das Egerland am schwersten heimgesucht.

Bereits gestern wurde bekannt, daß auf dem Heimweg von einer Freudenkundgebung der Sudetendeutschen in Aussig von einem Tschechen zwei Sudetendeutsche erschossen wurden. Diese furchtbare Bluttat ist leider nicht die einzige geblieben. Am Montag und Dienstag sind schießwütigen Tschechen, Kommunisten und der anscheinend aller disziplinierten Haltung baren „Sicherheitsorgane" des Staates, wie bisher bekannt wurde, 13 Sudetendeutsche zum Opfer gefallen. Außer diesen Toten klagen zahlreiche Schwerverletzte und Mißhandelte das tschechische Gewaltregime an. Selbst der englische Beobachter, Major Sutton-Pratt, wurde beschossen. Wir lassen nachstehend die einzelnen Meldungen über die Bluttaten folgen.

Dum-Dum-Geschosse in Aussig.

In Aussig erschoß, wie gestern berichtet, ein provozierender Tscheche zwei Sudetendeutsche, die auf dem Heimweg von einer Kundgebung waren.

Der von den Tschechen aus dem Hinterhalt ermordete FS-Mann (Freiwilliger Schutzdienst) Hellmuth Lang wurde durch ein Dum-Dum-Geschoß niedergestreckt. Die Polizei fand bei ihren Nachforschungen in der Nähe der Mordstelle abgeschossene Patronenhülsen und ein Dum-Dum-Geschoß. Hellmuth Lang, der 19 Jahre alt ist, ist von Beruf Beamter bei einer Firma in Nestomitz bei Aussig. Er und sein jüngerer Bruder waren die einzigen Unterstützer ihrer Mutter; denn der dritte Bruder des Ermordeten ist zur Zeit zum Militärdienst eingezogen.

Zwei Todesopfer in Eger.

Polizeiüberfall auf friedliche Bevölkerung.

Wie im gesamten sudetendeutschen Gebiet, so wurde auch in der rein deutschen Stadt Eger die Rede des Führers von vielen tausend Menschen auf der Straße in voller Ruhe angehört. Nach Schluß der Rede zog ein viele tausend Personen umfassender Demonstrationszug durch die Staot mit dem Ruf: „Wir wollen Volksabstimmung. — Gebt uns frei." Aus dem sozialdemokratischen Volkshaus wurde, als der Zug noch etwa 100 Meter entfernt war, eine Reihe von Schüssen auf den Zug abgegeben, die glücklicherweise nicht trafen. Die empörte Menge schlug daraufhin am Haus der Marxisten die Fenster ein. Nach Mitternacht zerstreute sich die Menschenmenge.

Am Dienstagfrüh war ganz Eger mit Hakenkreuzfahnen beflaggt. Als kurz vor 8 Uhr die Arbeiter in die Betriebe fluteten, und sich große Mengen von Schulkindern auf dem Schulwege befanden, wurden plötzlich am Marktplatz, wo gerade Jahrmarkt abgehalten wird, von mehreren Staatspolizisten ohne jeden Grund eine Reihe von Schüssen in die Menschenmenge abgegeben. Dabei wurde der 40-jährige verheiratete Hausmeister Niklas Gibner durch einen Kopfschuß getötet. Sechs andere völlig unbeteiligte Straßenpassanten erlitten schwere Verletzungen. Der Zugang zum Marktplatz und damit zum Jahrmarkt wurde abgesperrt. Die Marktfrauen brachen in aller Eile ihre Buden ab. Durch diese tschechischen Schüsse wurden auch zwei Schulkinder lebensgefährlich verletzt. Bisher wurden in Eger 20 Personen verhaftet.

In Eger wurden aus Protest gegen den neuen Terrorüberfall der tschechischen Blutschergen sofort sämtliche Geschäfte und Schulen geschlossen. Um 9 Uhr morgens wurde die Stadt von tschechischem Militär mit Maschinengewehren besetzt. Durch die Straßen fahren Panzerautos.

In der Stadt Eger war die Lage auch am Abend immer noch außerordentlich ernst. Die Bevölkerung wagt sich nicht auf die Straßen. Sämtliche Stadtausgänge sind gesperrt. Der Zugverkehr ist fast völlig eingestellt. Auch die Post- und Telefonverbindungen sind völlig unterbrochen, so daß jeder Gerüchtebildung Tor und Tür geöffnet ist. Panzerwagen durchfahren in rasendem Tempo die Straßen und schießen blindlings in die Gegend. Die Leiche des gemordeten Sudetendeutschen befindet sich immer noch in Gewahrsam der Polizei, die den Toten weder besichtigen läßt, noch ihn zur Bestattung herausgibt.

Fünf Tote im übrigen Egerland.

Die schießwütige tschechische Soldateska aller Gattungen scheint sich das rein deutsche Egerland zum bevorzugten Tummelplatz ihrer von blindem Deutschenhaß diktierten maßlosen Ausschreitungen ausgesucht zu haben. Fünf weitere Tote und zahlreiche Schwerverletzte hat sie auf dem Gewissen.

In Habersbirk bei Falkenau an der Eger hat die tschechische Gendarmerie am Vormittag, Nachmittag und Abend das Feuer auf die Bevölkerung eröffnet. Drei Todesopfer u. zahlreiche Schwerverletzte sind die grausige Bilanz des hussitischen Blutrausches. Hinzu kommt noch ein weiterer Toter in dem benachbarten Haselbach, wo tschechische Finanzbeamte einen Kraftwagen mit Angehörigen der Sudetendeutschen Partei beschossen, ohne den Versuch gemacht zu haben, ihn anzuhalten. Bezeichnend für den „Heldenmut" der tschechischen Zöllner ist es, daß die übrigen Insassen des Wagens, die auf das freie Feld geflüchtet waren, um Deckung zu gewinnen, noch eine halbe Stunde lang von den Tschechen beschossen wurden, bis sie sich in den Ort retten konnten.

Auch in Chodau bei Karlsbad ist ein Sudetendeutscher der tschechischen Mordlust zum Opfer gefallen. In Leskau erlitt der Ortsleiter der Sudetendeutschen Partei eine erhebliche Verletzung am Auge. Andere deutsche Einwohner des Ortes wurden niedergeschlagen und bewußtlos liegen gelassen.

Von Gendarm und Finanzern erschossen

Auf der Straße Wassersuppen — Reinelmühle bei Marienbad begegnete eine Anzahl Angehöriger der sudetendeutschen Ortsgruppen Wassersuppen und Neubauhütte, die von Konsperg mit Kraftwagen nach Hause fuhren, einigen berg mit Kraftwagen nach Hause fuhren, einigen leuten. Ohne irgendeinen Grund gaben die Finanzwachleute auf die Sudetendeutschen mehrere Schüsse ab, durch die der Parteiangehörige Josef Bar tödlich verletzt wurde. Bar ist 32 Jahre alt und Vater von zwei Kindern. Als der Konsperger Bezirksleiter Stange der Prager Behörde von dieser neuen feigen Mordtat telephonisch verständigen wollte, wurde ihm der Anruf von Gendarmen, die das Postgebäude besetzt hatten, verboten (!). Die Leiche des ermordeten Sudetendeutschen Bar wird von Gendarmen bewacht. Senator Ludwig Frank, Kreisleiter in Marienbad, sandte einen telegraphischen Protest an den tschechischen Innenminister und verlangte sofortige Maßnahmen zur Verhinderung weiterer Morde an wehrlosen Sudetendeutschen.

Auch in Pürstein an der Eger mußte ein Sudetendeutscher sein Bekenntnis zum Volkstum mit dem Leben bezahlen. Die Bevölkerung der kleinen Ortschaft hatte sich friedlich zu einer Kundgebung versammelt, als aus Kaaden plötzlich mit Kraftwagen tschechische Gendarmen erschienen, die blindlings in die Menge schossen, dabei wurde das Mitglied der Sudetendeutschen Partei, Rudolf Klein, getötet.

Soldateska schoß in die Menge.

Ein Toter, sieben Schwerverletzte in Tachau.

In Tachau sammelte sich in der Mittagstunde eine Menschenmenge an, die eine Kundgebung für das Selbstverwaltungsrecht veranstaltete. Als bald darauf Militär im Stahlhelm mit entsichertem Gewehr erschien, geriet die Bevölkerung in große Erregung und verlangte den Abzug der Soldaten. Daraufhin besetzte eine starke Militärpatrouille das Tor der Bezirksbehörde und verweigerte einer Deputation von Sudetendeutschen den Zutritt. Wild mit ihren Waffen herumfuchtelnd, setzten die Soldaten den Mitgliedern der Abordnung die Bajonette auf die Brust, doch drängte sich dessen ungeachtet die Abordnung schließlich durch die Bajonette hindurch.

In diesem Augenblick verlor die tschechische Soldateska den letzten Rest von Verstand und schlug mit Bajonetten und Kolben auf die Abordnung ein, schließlich schoß sie sinnlos in die Menge. Ohne im geringsten auf den Gegenbefehl eines Kommissars der Staatspolizei zu achten, schoß die entmenschte Soldateska auch dann noch weiter, als die Menge den Platz bereits in vollkommener Ruhe geräumt hatte. Acht Sudetendeutsche waren die Opfer dieser sinnlosen und feigen Schießerei, von denen einer tot und sieben schwer verletzt in ihrem Blute auf dem Platz liegen blieben.

Feuerüberfall auf sudetendeutsche Arbeiter.

Tschechischer Zollbeamter und tschechischer Gendarm Opfer ihrer eigenen Leute.

Als am Dienstagmittag 200 sudetendeutsche Arbeiter, die auf reichsdeutschem Gebiet in Sachsenberg-Georgenthal arbeiten, auf dem Heimwege am tschechischen Zollamt in Schwaderbach die Grenze passierten, gingen tschechische Zollbeamte und von den Tschechen bewaffnete Kommunisten gegen sie in brutalster Weise vor, weil angeblich auf reichsdeutschem Gebiet in dem Zuge der Ar-

1994 Universitätsbibliothek A 236

beiter eine Hakenkreuzfahne getragen worden war. Es wurde eine Reihe von Schüssen auf die Arbeiter abgegeben. Die Arbeiter drangen daraufhin auf die Zollbeamten ein und zwangen sie, sich in das Zollamt zurückzuziehen.

Als die Arbeiter sich weiter auf den Heimweg begeben wollten, erschien telephonisch herbeigerufene motorisierte Gendarmerie die noch aus der Entfernung auf die erregten Arbeiter, die noch im Gespräch um das Zollamt herumstanden, das Feuer eröffnete. Durch die Kugeln der tschechischen Gendarmen wurden dabei mehrere Arbeiter verletzt und ein tschechischer Zollbeamter durch einen Schuß in das Fenster des Zollamtes getötet. Eine Kugel schlug in das deutsche Zollhaus ein.

Die tschechischen Zollbeamten eröffneten nunmehr aus dem Zollamt ebenfalls das Feuer auf die unbewaffneten Arbeiter. Bei dieser Schießerei wurde ein tschechischer Gendarm durch eine Gewehrkugel getötet. Da die Arbeiter unbewaffnet waren, dürfte es sich um eine verirrte Kugel eines der tschechischen Zollbeamten handeln. Der sudetendeutschen Arbeiter, von denen mehrere Schußverletzungen davontrugen, bemächtigte sich eine ungeheure Erregung. Die Gendarmerie versuchte schließlich, den Arbeitern den Heimweg abzuschneiden. Bei den sich daraus ergebenden neuen Zusammenstößen wurde ein Gendarm schwer verletzt.

Die Ordner der Sudetendeutschen Partei beruhigten die Menge und nahmen sich sofort der tschechischen Beamten und ihrer Familien an, die unter dem Schutz des freiwilligen Sicherheitsdienstes der Sudetendeutschen Partei nach Graslitz geleitet und dort dem Schutz der Polizei übergeben wurden.

*

Es ist gänzlich unmöglich, alle Überfälle und Mißhandlungen in anderen sudetendeutschen Orten zu melden, da der Platz hierfür nicht ausreichen würde. Wir müssen uns daher auf die oben wiedergegebenen Fälle beschränken.

Schüsse auf den britischen Beobachter.

Sutton Pratt in Eger um ein Haar erschossen.

Wie Reuter aus Prag meldet, ist Major Sutton Pratt, der als Beobachter der britischen Gesandtschaft in Prag zugeteilt ist, um ein Haar von einem tschechischen Beamten erschossen worden. Major Pratt weilte am Sonntag in Eger. Plötzlich feuerte ein tschechischer Polizeibeamter ohne jeden Grund einen Schuß auf ihn ab, der jedoch glücklicherweise sein Ziel verfehlte.

Vier Luftsperrgebiete im Westen.

Polizeiverordnung des Reichsministers für Luftfahrt.

Durch eine Polizeiverordnung des Reichsministers für Luftfahrt, die am 20. September 1938 in Kraft tritt, wird der Luftraum über folgenden Gebieten an der Westgrenze des Deutschen Reiches für alle Luftfahrzeuge bis auf weiteres gesperrt:

Erstens: Luftsperrgebiet Aachen,
zweitens: Luftsperrgebiet Trier,
drittens: Luftsperrgebiet Pfalz,
viertens: Luftsperrgebiet Baden.

Die Luftsperrgebiete werden durch Flugzeuge luftpolizeilich überwacht. Wird die Landungsaufforderung nicht befolgt, so wird das Luftfahrzeug unter Feuer genommen. Die weitergehnden Beschränkungen des Luftraumes nach der Verordnung über das Verbot des Aufenthalts aktiver Angehöriger einer ausländischen Wehrmacht in den Sperrgebieten vom 13. Juli 1938 bleiben unberührt.

Neue Erfolge an der Ebrofront.

Wichtige Stellungen erobert.

An der Ebrofront haben die nationalspanischen Truppen, wie der Heeresbericht meldet, wichtige Stellungen der Bolschewisten nach heftigem Kampf erobert. Die Roten verloren viele Tote und mehrere hundert Gefangene.

Im Luftkampf wurden zwei feindliche Jäger abgeschossen. In der Nacht zum 11. September bewarfen nationale Bomber die militärischen Ziele von Almeria und in der Nacht zum 12. September den Flughafen Prat de Lobregat. Dabei wurde ein Benzinlager getroffen und in Brand gesteckt; auch einige Flugzeughallen wurden zerstört. Weitere Bombenabwürfe galten den wichtigen Etappenplätzen der Bolschewisten in San Baudilla und Villanueva de Campa.

Fünf deutsche Flugzeugrekorde.

Ausgezeichnete Leistungen mit Wasser-Leichtflugzeug.

Die deutsche Luftfahrt konnte sich in diesen Tagen erneut in die Liste der internationalen Rekorde eintragen. Ein mit einem 160 PS Hirth-Motor ausgerüstetes Wasser-Leichtflugzeug W Kl. 35 des Flugzeugbaues Hanns Klemm in Böblingen stellte unter Führung des Chefpiloten Kalkstein fünf internationale Rekorde in seiner Klasse auf. Das Flugzeug erreichte einsitzig geflogen eine Höhe von 7000 Mtr., zweisitzig 5600 Meter. Über eine gemessene Strecke von 100 Kilometer erzielte es einsitzig eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 228,7 Klm. und zweisitzig 227,7 Std.-Klm., über eine 1000 Klm.-Strecke als Einsitzer 227,8 Std.-Klm. Mit diesen Leistungen wurden die bisher in ausländischem Besitz befindlichen Rekorde zum Teil erheblich überboten. Das auf Schwimmern gebaute Leichtflugzeug Klemm Kl. 35 führte seine Rekordflüge am Sonntagnachmittag und im Laufe des Montag, vom Bodensee aus unter Aufsicht von Sportzeugen der FAI durch.

Der Führer hat Nürnberg wieder verlassen. Am Dienstagmittag hat der Führer die Stadt der Reichsparteitage wieder verlassen. Bei seiner Fahrt durch die Straßen Nürnbergs wurden ihm nochmals begeisterte Huldigungen dargebracht.

Gewaltiges Echo der Nürnberger Führer-Rede in der Welt.

Unverfrorene, hetzerische Betrachtungen der Londoner „Times" und ihre Richtigstellung.

Die große Rede des Führers, mit der der Parteikongreß in Nürnberg abgeschlossen wurde, war von der ganzen Welt mit solcher Spannung erwartet worden, daß selbstverständlich nun auch überall die Blätter sich eingehend mit ihr nicht nur durch Wiedergabe großer Stücke des Wortlautes, sondern auch durch kritische Stellungnahmen beschäftigen. Es wundert uns nicht in Deutschland, daß nur wenige Zeitungen bisher die wirkliche Größe und Bedeutung der Rede ihren Lesern klar machen wollen. Es gibt da viel Merkwürdiges und Unvernünftiges zu lesen. Aber immerhin eine Erkenntnis scheint sich doch allmählich durchzusetzen; die nämlich, daß der gequälten sudetendeutschen Bevölkerung endlich Gelegenheit gegeben werden muß, selbst über ihr Schicksal zu bestimmen. Diese Einsicht hat sich u. a. namentlich in einigen Blättern der West-Schweiz, in Holland und in Südamerika durchgesetzt. Das Genfer Blatt „Suisse" kommt sogar zu der Feststellung, daß England in Paris und in Prag die Unerläßlichkeit einer Genugtuung für die Sudetendeutschen betonen werde. Diese Genugtuung müßten die Tschechen durch die Autonomie geben, wenn es möglich, und durch die Abtretung, wenn es notwendig sei.

Es wäre ja auch in der Tat eine der größten Tragikomödien der Weltgeschichte, wenn jene demokratischen Mächte, die angeblich gar das Selbstbestimmungsrecht der Völker einst in den Krieg zogen und unter diesem Vorwand namenloses Leid über die Menschheit brachten, heute sich der Verwirklichung dieses Grundsatzes in der Tschecho-Slowakei gewalttätig widersetzen wollten. Kein Mensch und am wenigsten das nationalsozialistische Deutschland nimmt Anstoß daran, daß zahlenmäßig so kleine Völker wie etwa die Dänen, die Norweger, die Litauer, die Esten usw., die allesamt nicht die Stärke und Volkszahl der Sudetendeutschen erreichen, einen eigenen Staat bilden. Um so weniger aber kann es geduldet werden, daß man dem hochkultivierten und politisch gereiften deutschen Bevölkerungsteil im tschechischen Willkürstaat dieses Recht noch weiter verweigern will.

Wer unter den Auslandspolitikern und demokratischen Staatsmännern das nicht einsehen will, der macht sich nicht nur lächerlich in den Augen der Welt, sondern auch mitschuldig an dem Blut, das Tag für Tag in Böhmen vergossen wird und das wohl nach dem Willen des tschechischen Pöbels so lange fließen soll, bis das Deutschtum in diesem Lande ausgerottet ist.

Freilich genügt es auch nicht, das Prinzip der Selbstbestimmung mit wohlgesetzten Worten als bloß „demokratisch und erörterungsfähig" hinzustellen, wie es die Londoner „Times" tut, sondern es muß nun endlich nach diesem Prinzip auch gehandelt werden. Akademische Erörterungen sind zwei Jahrzehnte lang ohne den geringsten Erfolg gepflogen worden, was allerdings die „Times" als Wortführerin der „ernstzunehmenden" Demokratenpresse anscheinend gern bestreiten möchte.

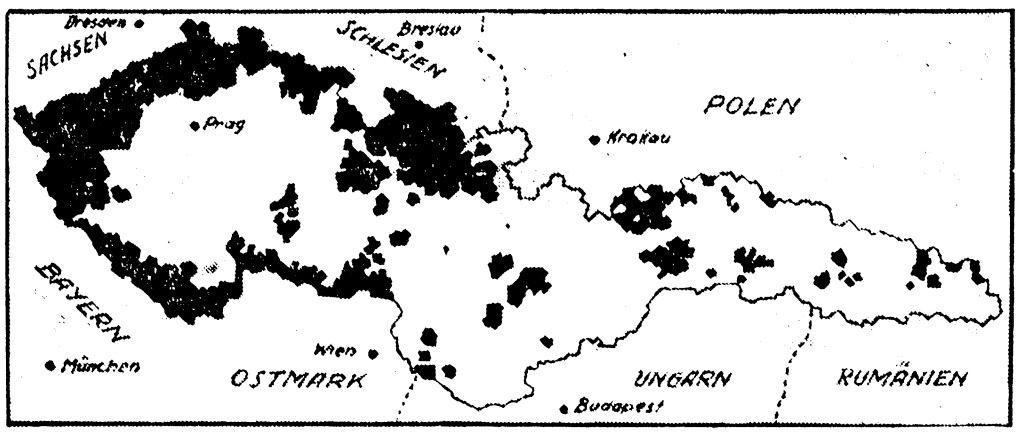
Dieses Blatt hat sich nämlich die Frechheit erlaubt, die Feststellung des Führers, daß 3,5 Millionen Deutsche von 7 Millionen Tschechen gequält und unterdrückt werden, als eine „absurde Perversion der Wahrheit" zu bezeichnen und darüber hinaus zu behaupten, der Führer habe sich die an den Haaren herbeigezogenen Beschwerden der deutschen Presse wegen der Unterdrückung der Sudetendeutschen zu eigen gemacht. In der Tat, eine Perversion, eine Umkehrung der Wahrheit liegt hier vor. Aber diese Geschichtsfälschung ist nicht von deutscher Seite, sondern von der „Times" versucht worden. Denn woher nimmt dieses Blatt, das sich gern ein öffentliches Institut zur Wahrung der britischen Interessen nennt, den traurigen Mut, die tschechischen Unterdrücker und ihre höchst zweifelhaften Interessen zu verteidigen?

Hat dieses Blatt, das über eigene Berichterstatter in allen Ländern der Erde, über ein ausgezeichnetes Archiv und über ein umfassendes politisches Wissen verfügt, noch nie davon gehört, daß die sudetendeutschen Bauern zu Zehntausenden von ihrem angestammten Hof verjagt, daß die sudetendeutschen Beamten und Angestellten zu Zehntausenden aus den öffentlichen Ämtern vertrieben, daß die sudetendeutschen Kinder zu Zehntausenden aus ihren Schulen entfernt und mit Gewalt in die tschechischen Lehranstalten überführt wurden? Weiß die „Times" nicht, daß schon über hundert Sudetendeutsche seit 1918 ermordet und ungezählte Tausende verwundet oder grundlos eingekerkert wurden? Ist es der „Times" nicht bekannt, daß im sudetendeutschen Gebiet die höchste Selbstmordziffer Europas amtlich festgestellt wurde, daß die Prager Regierung planmäßig das wirtschaftliche Leben in diesem Lande vernichtete und so eine Arbeitslosen-Armee schuf, die im Verhältnis zur Einwohnerzahl mehr als doppelt so hoch war und ist als die Arbeitslosenziffer in den tschechischen Gebieten?

Nein, wir können nicht annehmen, daß die „Times" um den zwanzigjährigen Ausrottungs- und Ausplünderungsfeldzug der Tschechen gegen das Sudetendeutschtum nicht Bescheid wüßte. Es ist vielmehr eine bewußte Lüge gewesen, wenn die „Times" ihre Leser glauben machen wollte, die Beschwerden der deutschen Presse seien an den Haaren herbeigezogen und die Sudetendeutschen niemals unterdrückt worden. In diesem Falle hat sich das erste Blatt Londons in den Kreis der niederen Hetzorgane gestellt. Man soll sich jenseits des Kanals nicht der trügerischen Hoffnung hingeben, als ob wir wie 1914 der Vergiftung der Weltmeinung tatenlos zusehen würden.

Im übrigen brauchen wir uns wohl mit geschichtlichen Erinnerungen an die Schreckensherrschaft der Tschechen nicht aufzuhalten. Namentlich hier in Schlesien an der Grenze wissen wir, wie es seit 1919 dort drüben aussieht. Die Gegenwart selbst straft im übrigen die „Times" Lügen, die soeben von ihren tschechischen Freunden einen Schlag ins Gesicht erhalten hat. Denn im gleichen Augenblick, da man in der Londoner Redaktion die Sanftmut und den Versöhnungswillen der Tschechen rühmte, tobte sich die Mordwut der tschechischen Banditen erneut an der wehrlosen sudetendeutschen Bevölkerung aus, verhing die Prager Regierung das Standrecht über die sudetendeutschen Bezirke und verbot ausnahmslos alle Versammlungen. Ist das keine Bedrückung?

Deutsche Siedlungsräume in der Tschecho-Slowakei.



„Unter der Mehrheit der Nationalitäten, die in diesem Staat unterdrückt werden, befinden sich auch 3½ Millionen Deutsche, also ungefähr so viel Menschen unserer Rasse, als z. B. Dänemark Einwohner hat." (Der Führer in seiner großen Rede auf der Schlußsitzung des Parteikongresses in Nürnberg.) Unsere Karte zeigt die Siedlungsräume der Deutschen in der Tschecho-Slowakei. (Eisner-Wagenborg-M.)

Nur zwei Lösungen.

Die italienische Auffassung.

Die hochoffiziöse „Informazione Diplomatica" nimmt am Dienstag eingehend zur Führerrede Stellung. Es heißt dort u. a.: Benesch wäre vorzüglich beraten gewesen, wenn er sofort und vollständig die berühmten Karlsbader Punkte angenommen hätte. Er hat das nicht getan, weil auch er — wie das alte Österreich, dessen größter Erbe er ist — immer um eine Gedankenlänge und eine Stunde verspätet ist. Nach der Rede Adolf Hitlers verschiebt sich jetzt die Frage auf den konkreten Boden des Selbstbestimmungsrechtes, das gerade von jenen, die sich zum Bannerträger dieses Rechtes machten, nicht abgelehnt werden kann. Jetzt gibt es nur zwei Lösungen: Die erste besteht darin, den Sudetendeutschen die Möglichkeit zu geben, über ihr Schicksal selbst zu bestimmen; die zweite, dieses Recht zu verweigern. Die Aufgabe Runcimans muß jetzt darauf gerichtet sein, Benesch davon zu überzeugen, daß Klugheit und Zweckmäßigkeit darin bestehen, die Abtrennung eines dem Leben des eigenen Organismus bereits vollständig fremd gewordenen Gliedes zuzugeben. Ohne diese Lösung gibt es nur die chronische Unordnung eines gemeinsamen, aber unmöglich gewordenen Daseins.

Göring leicht erkrankt.

Der Führer besuchte seinen Mitarbeiter.

Ministerpräsident Generalfeldmarschall Göring ist, wie aus Feucht bei Nürnberg gemeldet wird, seit Sonntag leicht erkrankt. Über sein Befinden liegt folgendes Bulletin der ihn behandelnden Ärzte vom Montagmittag vor:

„Generalfeldmarschall Göring hat sich eine Entzündung des Lymphganges und der Lymphdrüsen des rechten Beines zugezogen. Ein Katarrh der oberen Atmungsorgane ist hinzugetreten. Die fieberhafte Erkrankung erfordert mehrtägige absolute Bettruhe. Dr. Morell. Professor Dr. Kräuter."

Der Führer stattete am Montagabend dem erkrankten Generalfeldmarschall Göring in seinem Sonderzug auf dem Nürnberger Hauptbahnhof einen Besuch ab.

Alle verfügbaren Reserven eingesetzt.

In Österreich die Arbeitslosigkeit zu ⅔ beseitigt.

Der starke und immer noch anwachsende Bedarf der Wirtschaft an Arbeitskräften führte im Monat August zum Einsatz aller zur Zeit verfügbaren Reserven. Die Beschäftigung nahm trotz des bereits im Vormonat erreichten Hochstandes nochmals um 146 000 zu (plus 107 000 Männer, plus 39 000 Frauen); sie stieg bis zum Ende des Monats auf rund 20,9 Millionen (Beschäftigte einschließlich Kranke). Damit ist der hohe Stand des Vorjahres bereits um 1,2 Millionen überschritten. Auch gegenüber dem Jahre 1929, in dem die Beschäftigung seinerzeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, ergibt sich eine Steigerung um rund 1,4 Millionen. Im großen Umfang wurden wiederum bisher nicht erwerbstätige oder nicht in einem Arbeitsverhältnis stehende Volksgenossen (Sozialrentner, Pensionäre, Kleinhandwerker, Erwerbsbehinderte usw.) für den Einsatz in abhängiger Arbeit gewonnen; auch der Zustrom von Frauen in gewerbliche Arbeit hielt an. Der Kreis der insgesamt verfügbaren Arbeiter und Angestellten erweiterte sich sich so erstmals über die Grenze von 21 Millionen hinaus.

Im Lande Österreich ging die Arbeitslosigkeit auch im Monat August wieder stark zurück (minus 37 000). Am Monatsende wurden von den Arbeitsämtern nur noch 114 000 Arbeitslose gezählt gegenüber 151 000 Ende Juli. Die Arbeitslosigkeit, die in Österreich bei der Eingliederung im März 1938 rund 600 000 betragen hatte, ist damit bereits zu vier Fünftel beseitigt.

Die Leistung der Reichsbahn.

Den stärksten Anforderungen gewachsen.

Der Reichsparteitag stellte und stellt noch an die Deutsche Reichsbahn ganz außerordentliche Anforderungen. Der Transport und Abtransport der Parteitagsmitglieder ist die stärkste Belastung, die von der Reichsbahn im Laufe des Jahres zu bewältigen ist. Nachdem bis zum Sonntag 1 150 000 Reisende nach Nürnberg gezählt wurden, erhöhte sich die Zahl am Montag durch die Teilnehmer an den Wehrmachtsvorführungen und dem Schlußkongreß noch erheblich. Die Deutsche Reichsbahn hat diese gewaltigen Leistungen sehr zufriedenstellend erledigt. Hervorgehoben werden muß, daß die Reichsbahn gleichzeitig im ganzen Reich noch die großen Erntetransporte durchführen muß. Hinzu kommen ferner die Transporte, die die Verkehrsbelebung zwischen Altreich und Ostmark mit sich gebracht hat und die gerade das Nürnberger Gebiet durchschneiden.

Nach Beendigung des Reichsparteitages ist die Reichsbahn vor die bedeutende Aufgabe gestellt, die Riesenmenge der Teilnehmer wieder von Nürnberg abzubefördern. Am Montag fuhr ein großer Teil der Zuhörer und Zuschauer sogleich wieder ab. Die meisten Schnellzüge werden doppelt und dreifach gefahren. Dieser starke Planverkehr dauert bis in den Mittwoch hinein an. Hinzu kommt der Abtransport der Sonderzüge, der zum größten Teil an zwei Tagen, am Dienstag und Mittwoch, abgewickelt werden muß. Am Donnerstagmittag wird der letzte Sonderzug Nürnberg verlassen. Die Deutsche Reichsbahn hat auch diese Probe ihres Leistungsvermögens wohl vorbereitet; so vollzieht sich die Abmarschbewegung in gleich reibungsloser Weise wie der Antransport.

Neuwahlen in Polen.

Kein Regierungswechsel, keine Systemänderung.

Der polnische Staatspräsident hat durch Sondererlaß die Auflösung des Sejm und Senats, also der beiden Kammern des polnischen Parlaments, verfügt.

Im Sinne der Bestimmungen der polnischen Staatsverfassung müssen Neuwahlen spätestens 30 Tage nach der erfolgten Auflösung des Parlaments ausgeschrieben werden. Die Neuwahlen selbst müssen spätestens 16 Tage nach der Ausschreibung der Wahlen stattfinden.

Die Maßnahme des polnischen Staatspräsidenten wird von einschneidender Bedeutung für die Weiterentwicklung der polnischen Innenpolitik sein. Auf keinen Fall bedeutet die erfolgte Maßnahme aber eine Systemänderung. Die Regierung werde nicht zurücktreten, wird erklärt, und Änderungen in der Politik würden nicht erfolgen.

Englische Militärflugzeuge gegen Araber

14 Tote und zahlreiche Verletzte.

Im Verlauf der britischen „Befriedungsaktion" in Palästina kam es am Dienstag auf der Strecke von Bethlehen nach Hebron wieder zu einem heftigen Feuergefecht zwischen arabischen Freischärlern und englischen Soldaten. Das Militär setzte hierbei auch Flugzeuge ein, die mit ihren Maschinengewehren 14 Araber töteten und zahlreiche verletzten.

Zwischen Haifa und Lydda wurde ein Güterzug zum Entgleisen gebracht, wobei der Lokomotivführer getötet und zwei Zugbegleiter schwer verwundet wurden.

In Jerusalem und in Jaffa sind zwei Araber erschossen worden, ein weiterer wurde in Haifa schwer verwundet. Unweit von Lydda wurde ein Jude tot aufgefunden.

Die Pumpstation Latrun auf der Straße Jerusalem-Jaffa wurde von Freischärlern überfallen und teilweise in Brand gesteckt. Der Verkehr auf der Straße Jerusalem—Jericho ist erneut unterbrochen worden.

Lokales und Provinzielles.

Zobten am Berge, 14. September 1938.

— **Wetter in Zobten und Umgegend am 14. September, früh 7 Uhr.** (Wetterstation.) Barometer = 769,2 mm, gestern früh = 770,0 mm, Thermometer = 17,4° C., Tieftemperatur nachts = 10,6°, über der Erde = 11,8°, Maximum gestern = 22,0°, Minimum = 10,6°, Boden = 11,4°, relative Feuchtigkeit = 85%, Wind = SW.—W.^{8}, Bewölkung = Himmel wolkenlos, Fernsicht = 6 km mit Bodennebel, Niederschlag = Tau, gestern früh = 1,8 mm, Stärke 0—1, Bodenfeuchtigkeit, Wetter heute heiter, mäßig windig, warm.

— **Konzert zu Gunsten der Hochwasser-Geschädigten.** Auf den am Freitag, den 16. d. Mts. stattfindenden Kammermusikabend wird hingewiesen. Volksgenosse, hilf mit, die Not zu lindern. Bedenke, Zobtener Bürger, daß Du vom Hochwasser verschont geblieben bist. Dein Hab und Gut ist Dir erhalten geblieben.

Filmtheater.

„Dreiklang".

Das Wort „Dreiklang" kommt aus dem Zauberreich der Musik und ist der Ausdruck für das harmonische Zusammenklingen dreier verschiedener Töne, — umgedeutet in den Sinn dieses Films: — Der Zusammenklang dreier Menschenseelen, dreier Herzen, die in Liebe verbunden sind. Diese drei verschiedenen Charaktere stehen hier im Vordergrund. Sie streben zueinander, müssen aber erst gegen den Mißklang einer kleinlichen Umwelt kämpfen und eigene Mißverständnisse überwinden, ehe sie sich zu einem Dreiklang des Glückes vereinigen können, dem aber ein tragischer Ausklang nicht erspart bleibt. In Klausenburg, der kleinen Residenz- und Garnisonstadt, geht es vor dem Kriege recht friedlich zu. — Die Oberprima des Gymnasiums feiert das bestandene Abitur. Ulrich von Möller wirft, wie die anderen, seine Schulhefte in das Freudenfeuer. Jetzt kommt endlich das Leben und — die geliebte Musik. Ulrich liebt in seinem Vater die vornehme Gesinnung und achtet das, was nun mal des Vaters Lebensaufgabe ist, die Fliegerei, wenn auch das Basteln an seinen Modellen jetzt beinahe wie eine Marotte wirkt, und Albert von Möller, der Vater, ist viel zu klug, um seinen Sohn in einen Beruf zu zwingen, der dem Jungen nicht zusagt. — Und nun sind die Koffer gepackt. — Klausenburg jedoch hat seine Sensation. Vor der alten Hofmeisterei, die Monikas Vater, dem alten Schramm, gehört, steht ein Möbelwagen. Ganz Klausenburg horcht auf. Wer mag da wohl einziehen? Eine alleinstehende Dame, der Name ist schon interessant: Cornelia Contarini. Sie hat nur eine ältliche Haushälterin mit, und ein schöner großer Flügel stand während der Mittagspause eine ganze Stunde vor der Haustür. Schön ist sie auch und elegant und interessant. Cornelia flüchtet, wie sie es immer tut, vor den kleinen und großen Lebenssorgen an ihren geliebten Flügel. Sie weiß nicht, daß sie einen Zuhörer hat, einen jungen Menschen, der unter dem erleuchteten Fenster vor dem Hause steht und ergriffen und begeistert dem meisterhaften Spiel lauscht. Es ist Ulrich von Möller. Bezaubert geht er nach Hause, er muß jetzt allein sein und kann den Vater nicht auf den Ball begleiten. — Cornelias Erscheinen erregt Sensation. — Albert, der einsame, ernste Mann, liebt die berückend schöne Frau. Sie sehen sich von jetzt ab täglich. — Ulrich hat sich Hals über Kopf in Cornelia verliebt. An die Abreise denkt er nicht mehr. Er darf wiederkommen zum gemeinschaftlichen Musizieren und — ahnt nicht, daß sein Vater dieselbe Frau liebt. Ulrich beobachtet das Haus und sieht einen Mann hineingehen — seinen Vater. Der Junge ist tief betroffen und enttäuscht. Als Cornelia wieder allein ist, spricht Ulrich sie an, und wilde Anklagen kommen von seinen Lippen. Cornelia aber erzählt ihm die Geschichte ihres Lebens. Albert könnte sie als Offizier in der Heimat nie heiraten. Ihr erster Mann hat sie gezwungen, in zweifelhaften Revuen und Filmen aufzutreten. Ulrich ist tief erschüttert. Was soll geschehen? Der von Cornelia schroff abgewiesene Penckelberg hat sich eine gemeine Rache ausgedacht. Durch Zufall hat er in Berlin ein paar alte Filme gefunden, auf denen Cornelia mit einem Ballett auftritt. Diese Filme führt er in Klausenburg in geschlossener Gesellschaft vor. Albert ist zugegen, und als die Aufnahmen erscheinen, springt er empört auf und ohrfeigt den Bankier. Es kommt zum Duell, Albert wird tödlich verwundet. Sterbend trägt er dem Sohn auf, daß Cornelia nie etwas von den Vorgängen erfahren darf. Sie soll nach Südamerika zu ihrer Schwester fahren, und Ulrich soll ihr bestellen, daß sein Vater sich doch entschlossen hätte, wieder Soldat in der Heimat zu werden. — Der Film erhielt das Prädikat: „künstlerisch wertvoll".

Das Winterhilfswerk 1938/39.

Mit dem Monat Oktober beginnt das Winterhilfswerk des deutschen Volkes für das Jahr 1938/39. Die Mittel für das Winterhilfswerk werden in der gleichen Weise wie im Vorjahr aufgebracht. Für den Bereich der öffentlichen Verwaltung hat der Reichsinnenminister in einem Erlaß diese Richtlinien wieder in Erinnerung gebracht. Danach haben Anspruch auf Aushändigung der Monatstürplakette des Winterhilfswerks 1. Lohn- und Gehaltsempfänger, die während der sechsmonatigen Dauer des Winterhilfswerks als Beitrag 10 Prozent ihrer Lohnsteuer, jedoch mindestens 25 Pfg. monatlich leisten, 2. Lohn- und Gehaltsempfänger, die wegen ihres geringen Einkommens zur Einkommensteuer nicht herangezogen werden, gegen einen Beitrag von monatlich 25 Pfg., 3. Festbesoldete, die neben der Lohnsteuer noch zur Einkommensteuer veranlagt werden, wenn sie neben ihrer monatlichen Spende in Höhe von 10 Prozent der Lohnsteuer monatlich 1 Prozent ihres für 1937 veranlagten Einkommensteuerbetrages an das Winterhilfswerk entrichten, soweit die Steuerschuld nicht durch Lohnabzug getilgt ist. Die Monatstürplakette des Winterhilfswerks ist ein Zeichen dafür, daß der Inhaber der Plakette für den betreffenden Monat ein seiner wirtschaftlichen Lage entsprechendes Opfer für das WHW. gebracht hat. Die Beiträge für die NSV. werden für die Dauer des Winterhilfswerks nicht ermäßigt.

— **Fälschungen im Arbeitsbuch werden hart bestraft.** Immer wieder kommt es vor, daß Arbeitsbuchinhaber vor den Gerichten stehen, weil sie Aenderungen in ihm vorgenommen haben. Es hat manchmal den Anschein, als ob sich viele der Tragweite und der Folgen dieses Tuns nicht bewußt wären. Darum sei nochmals ganz eindeutig darauf hingewiesen, daß das Arbeitsbuch eine öffentliche Urkunde ist, und daß derjenige, der es in gewinnsüchtiger Absicht fälscht, mit einer Mindeststrafe von drei Monaten Gefängnis zu rechnen hat. Auch für Familienväter und nicht Vorbestrafte kennt das Gesetz keine mildere Strafe. Es ist in letzter Zeit dagegen öfter vorgekommen, daß Personen, die leichtfertig im Arbeitsbuch Aenderungen vorgenommen hatten, schwere Strafen erhielten. Darum keine eigenmächtigen Aenderungen im Arbeitsbuch vornehmen! Wer glaubt, Anlaß zu einer Aenderung zu haben, wende sich an das Arbeitsamt.

Der Fisch des Spätsommers.

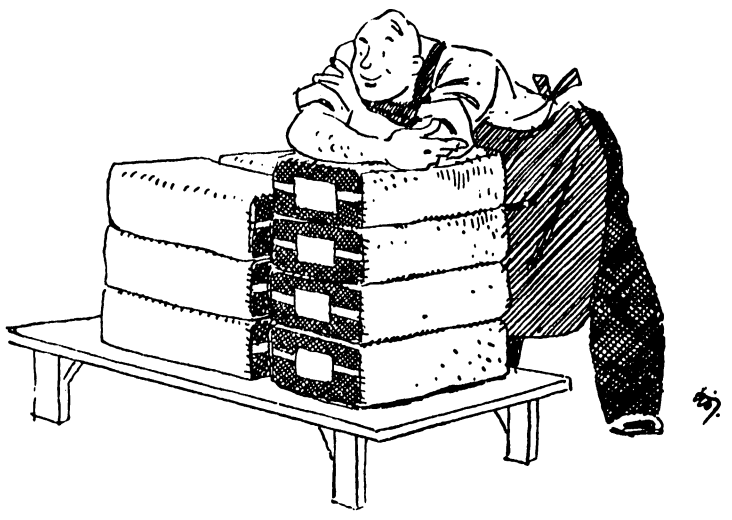
(Hering ist jetzt Trumpf.)

Die Schleppnetzheringsfischerei-Saison beginnt im August und läuft dann über die nächsten drei Monate. Da sich der deutsche Schleppnetzhering durch einen besonders hohen Eiweiß- und Fettgehalt auszeichnet, ist seine Einschaltung in den täglichen Bedarf der deutschen Haushalte notwendig und zweckmäßig. Die Form des Verbrauches erfolgt 1. als sogenannter „grüner Hering", 2. als Bückling, 3. als Heringsvollkonserve, 4. als Heringsmarinade. Der Hauptseefisch der Spätsommer- und Frühherbstmonate ist der grüne Hering und der Bückling. Diese bekömmlichen und gesunden Fische sollte jeder jede Woche wenigstens einmal genießen. Neben dem Fang von Schleppnetz-Heringen läuft die Heringsfischerei der Logger, die den Salzhering an Land bringen. Wertvoll ist die vielfältige Zubereitungsmöglichkeit des grünen Herings, wobei der gesundheitliche Wert besonders zu betonen ist, denn beim grünen Hering wie beim Bückling und Salzhering findet sich ein hoher Eiweiß- und Fettgehalt. Ferner sind die wichtigen Vitamine A und D vorhanden.

— **Durch Hochwasser geschädigte Kartoffeln sofort verarbeiten.** Das katastrophale Hochwasser der letzten Wochen hat in den verschiedensten Gebieten unserer Heimat große Ueberflutungen der Hackfruchternte hervorgerufen. Schnellste Verwertung dieser Bestände ist dringend notwendig, da andernfalls ein völliges Verderben der ganzen Ernte unvermeidlich ist. Im besonderen gilt dies für die Kartoffel. Die beiden Verwertungsmöglichkeiten hierfür sind Dämpfung mit nachfolgender Einsäuerung und nachfolgender Verarbeitung durch Flocken- bezw. Stärkefabriken. Die in allen Kreisen in größerer Anzahl vorhandenen Kartoffel-Dämpfkolonnen sind angewiesen, zunächst die Kartoffeln aus den am stärksten gefährdeten Gebieten zu verarbeiten. Bei Nichtvorhandensein von Gärfutterbehältern kann die Einsäuerung der gedämpften Kartoffeln auch unbedenklich behelfsmäßig in Erdgruben erfolgen. (Merkblätter hierüber sind bei der Landesbauernschaft erhältlich.) Schließlich sind auch Kartoffelflocken- und Stärkefabriken verpflichtet worden, bevorzugt die Kartoffeln aus den Notstandsgebieten zu verarbeiten.

Heimat und Heimatzeitung sind unzertrennlich!

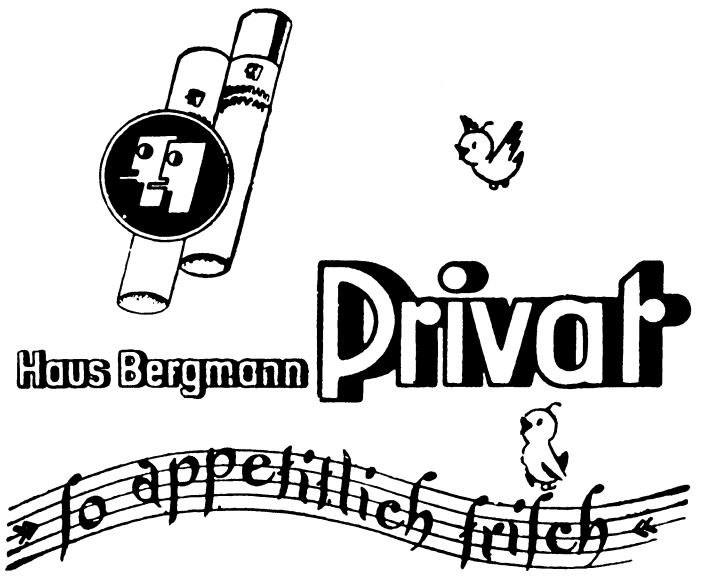
Darum lesen u. bestellen Sie den „Anzeiger für Zobten a. Bg. u. Umgeg."



Form oder Inhalt, -
das ist hier die Frage.

Wer seine Hauptkraft auf pure Äußerlichkeiten verwendet, der wird gar bald in äußerer Form erstarren. Das herrliche, rauschende Leben wird ungenutzt an ihm vorüberziehen, und sein Wirken wird ohne Widerhall bleiben.

Unsere Hochachtung gilt den Leistungen, die aus der Fülle der Kraft wie spielerisch herauswachsen und so auch den Menschen, die frisch und erfreulich ihre Arbeit anpacken. Kein Wunder, daß es im Hause Bergmann keine Miesepeter gibt, daß hier ein appetitlich-frischer Geist herrscht und daß infolgedessen auch die Haus Bergmann Privat eine mustergültige Zigarette von appetitlicher Frische ist.



Die Sudetendeutschen sind nicht wehrlos und verlassen.

Der Wortlaut der Führer-Rede zum Abschluß des Parteikongresses — Riesige Befestigungen im Westen des Reiches.

Die große Schlußrede des Führers auf dem Parteikongreß hat folgenden Wortlaut:

Nationalsozialisten, Nationalsozialistinnen! Parteigenossen!

Am 2. September 1923, also vor 15 Jahren, fand in Nürnberg der erste „Deutsche Tag" statt, der erste, weil trotz aller vorangegangenen namensgleichen Veranstaltungen dieser Kundgebung eine größere Bedeutung zukam als ähnlichen Tagungen zu vor. An diesem 2. September 1923 traten zum ersten Male die Kampfverbände der Nationalsozialistischen Partei tonangebend in Erscheinung. Sie prägten der ganzen Kundgebung ihren Stempel auf. Nürnberg stand unter dem Hakenkreuzbanner. Es konnte von diesem Tage an nicht mehr übersehen werden, daß eine neue Erscheinung in das politische Leben der Nation getreten war. Der Umwelt ungewohnt und noch fremd in der Form des Auftretens in der Zusammensetzung ihrer Anhänger, in der Art ihrer Propaganda sowohl als in dem Bild der äußeren Erscheinung der Mitglieder, denn während die anderen sogenannten nationalen Verbände und Vereinigungen im wesentlichen ihre Anhänger eben doch aus bürgerlichen Kreisen erhielten und sich selbst ihre sogenannten Kampforganisationen — soweit man davon reden konnte — aus diesen rekrutierten, war die Nationalsozialistische Partei schon damals eine ausgesprochene Volksbewegung, d. h. die große Zahl ihrer Anhänger bestand aus den Söhnen der breiten Massen. Aus Arbeitern und Bauern, kleinen Handwerkern und Angestellten rekrutierten sich die Bataillone der SA. Sie bildeten die ersten Zellen der politischen Partei und füllten auch noch später ihre Ortsgruppen.

Es waren daher viele unserer „Bürger", nachdem sie schon durch den Namen „Deutsche Arbeiterpartei" bedenklich gestimmt wurden, auf das äußerste betroffen, so wie ihnen erst die rauhen Gestalten zu Gesichte kamen, die sich um die Bewegung als Garde gesellt hatten.

Eine nationale Bewegung aus arbeitenden Menschen!

Sie verstand dabei aber den Begriff Arbeit nicht in dem exklusiven Sinn, wie dies sowohl bei den Bürgerlichen als auch bei den Marxisten der Fall war. Für die Nationalsozialistische Partei war der Name „Arbeiter" vom ersten Tag an die Ehrenkennzeichnung aller jener, die im redlichen Schaffen — sei es auf geistigem oder rein manuellem Gebiet — in der Gemeinschaft tätig waren. Allein, da die Partei eine Volkspartei war, besaß sie damit zwangsläufig genau so wie im Volke selbst mehr Hand- als Geistesarbeiter in ihren Reihen. Dies führte in der Folgezeit zu einer Reihe von Mißverständnissen. Man glaubte, eine solche Bewegung, die — wie sie zugab — in erster Linie aus handarbeitenden Menschen bestand, überhaupt für die Lösung jeder höheren Aufgabe als ungeeignet ansehen zu können. Denn dazu war in den Augen unseres Bürgertumes nur jene geistige Elite, die sich in unsere bürgerlichen Parteien verirrt hatte, vom lieben Gott bestimmt worden. Der Marxismus allerdings sah in der neuen Bewegung vom ersten Tag an einen verhaßten Konkurrenten und glaubte, ihn am ehesten dadurch erledigen zu können, daß die breite Masse die im Nationalsozialismus erfolgte Fixierung des Begriffes „Arbeiter" im Sinne einer Zusammenfassung aller Schaffenden als in Widerspruch zum Begriff „Proletariat" stehend verschrien wurde. Freilich stimmte dies auch. Denn das Proletariat oder besser die proletarischen Parteien hatten den deutschen Kopf- und Geistesarbeiter soweit als möglich aus ihren Reihen ausgeschlossen. Ganz ohne geistige Führung konnte man natürlich auch nicht bestehen, allein diese beanspruchte schon seit Jahrzehnten das Judentum

Der Zweck der marxistisch-kommunistisch-sozialdemokratischen Parteien

war ja auch nicht der, dem deutschen Volke eine bessere Gemeinschaft zu schenken, oder es für eine solche zu erziehen, als vielmehr, die deutsche Volksgemeinschaft zu zertrümmern und zwischen volkseigener geistiger Führung und dem Volke selbst eine unüberbrückbare Kluft aufzureißen. Der Arbeiter sollte als Sturmbock gegen seine eigene geistige Intelligenz angesetzt werden, um durch deren Verneinung der vorhandenen überzähligen intellektuellen Literaten- und Advokatenschicht die führerlosen Volksmassen auszuliefern. Als Ziel schwebte den Machern ungefähr der Staat vor, den wir heute in Sowjetrußland vollendet sehen. 98 v. H. arische Handarbeiter und 2 v. H. jüdische Kommissare. Dafür erhält ein solches Gebilde dann das Recht, sich „Diktatur des Proletariats" zu nennen.

Daß die Partei einer neuen Volksgemeinschaft bei den jüdischen Drahtziehern der proletarischen Weltrevolution schon aus diesem Grunde daher ebenfalls auf keine Gegenliebe stieß, war selbstverständlich. Daß sie außerdem das Judentum noch erkannte und durchschaute und demgemäß seine Beseitigung als wesentlichen eigenen Programmpunkt aufstellte, kam noch als weiteres Moment zu ihrer haßerfüllten Ablehnung hinzu.

Bürgerlicher Klassenstaat und Nationalsozialismus.

Die bürgerlichen Parteien konnten, wie schon vermerkt, den Sinn und die Notwendigkeit der neuen Bewegung nicht begreifen. Zunächst sahen sie in der nationalen Organisierung der Arbeiterschaft überhaupt keineswegs etwas Begeisterndes, sondern viel eher etwas Bedenkliches. Die beiden Welten hatten sich schon zu sehr voneinander entfernt, als daß sie einander noch verstehen oder gar vertrauen konnten. Indem die bürgerliche Parteiwelt sich fast ausschließlich aus intellektuellen Kreisen oder aus dem, was man eben so dazu rechnete, rekrutierte und ergänzte, wuchs sie in eine Atmosphäre hinein, die weltfern jener war, aus der die proletarischen Parteien stammten. Schon der rauhe äußere Umgangston, verbunden mit der nicht gerade salonfähigen Kleidung, erweckte besonders nach der November-Revolution des Jahre 1918 von vornherein Abneigung, zumindest aber Mißtrauen. Daß nun die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei damals im äußeren Aussehen ihrer Anhänger ebenfalls keinen hoffähigen Eindruck machte, dessen werden sich alle unseren alten Mitkämpfer noch mit aufrichtiger Freude erinnern. Es war daher nicht zu verwundern, daß in bürgerlichen Kreisen der Verdacht erweckt und verstärkt wurde, es könnte sich bei der neuen nationalsozialistischen Partei sogar um eine ganz besonders geschickte Art von eigentumsräuberischem Sozialismus handeln. Dies erschien deshalb gefährlich, weil so mit nationalen Erklärungen verbrämt die verruchten sozialistischen Gedanken am Ende leichter in die trojanischen Mauern unseres bürgerlichen Klassenstaates hineingeschmuggelt werden konnten. Der Name der Bewegung war verdächtig, die Kleidung der Anhänger nicht weniger, der Umgangston schien ebenfalls bedenklich, und was man im übrigen sonst noch in der Presse darüber las, rundete das Bild in diesem Sinne nur ab.

Später, als sich die Partei ihren Platz im öffentlichen Leben erkämpft hatte, also ohnehin nicht mehr zum Wegbringen war, trat anstelle der grundsätzlichen Ablehnung eine zähe, wenn auch stille Hoffnung. Gewiß war nun eine große Partei entstanden, gewiß hatte sie sich einen achtbaren Platz im öffentlichen Leben erkämpft. Allein, als Arbeiterpartei konnte sie wohl dem Namen nach — wie schon betont wurde — noch weniger dem Ansehen nach, berufen sein, wirklich entscheidend in das politische Leben einzugreifen. Denn dazu mußte sie geführt werden. Da sie Arbeiterpartei war, mußte ihr die geistige Führung fehlen. Ohne Köpfe kann man nun einmal nicht regieren. So entstand jene künstliche Meinung, die nicht umzubringende Volkserscheinung eines Tages geistig beschlagnahmen zu können, um mit ihr dann jene kluge Politik weiterzuführen, die vom Bürgertum mangels eigener Kraft schon längst aufgegeben werden mußte.

Man ersehnte also die Stunde, in der der Trommler (das war ich!) von den wirklichen Staatsmännern abgelöst werden konnte! (Das waren die anderen!) Wen will es da verwundern, daß die Hartnäckigkeit, mit der die Nationalsozialistische Arbeiterpartei ihr Ziel verfocht und alle Kompromisse ablehnte, allmählich zu einem tiefen Haß führte, so tief, daß unsere bürgerliche Parteienwelt lieber bereit war, sich mit dem Marxismus zu verbinden, als der Nationalsozialistischen Partei auch nur die leiseste Anerkennung auszudrücken oder gar Chancen zu geben. Wir konnten jenes beschämende Schauspiel erleben, daß im Deutschen Reichstag öfter als einmal eine geschlossene Front gegen uns aufstand, die von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken führte.

Man redete damals von der Notwendigkeit der Wahrnehmung der Interessen des deutschen Volkes, von dem notwendigen Kampfe für die Freiheit, allein man handelte gegen die einzige Bewegung, die tatsächlich in der Lage war, für solche Ideale zu kämpfen und wenn notwendig zu verwirklichen, und die diesen Kampf vor allem aber auch praktisch und mit unermüdlichem Fleiß und unter gewaltigen Anstrengungen seit Jahren einsam und verlassen geführt hatte.

Meine Parteigenossen und Parteigenossinnen! Wir alle erinnern uns noch mit Stolz dieser Zeit

Alles stand damals gegen uns.

Nationalsozialist sein hieß verfemt und verlassen sein von allen Seiten. Alle haßten uns, von allen wurden wir verfolgt. Es gibt unter zehn Führern aus der Partei aus jenen Jahren kaum einen oder zwei, die für ihren Glauben an Deutschland nicht im Gefängnis büßen mußten. Die Zahl der bestraften SA- und SS-Männer gingen in die Hunderttausende. Daß man außerdem noch mit allen Mitteln des Terrors gegen die Bewegung vorging, erweisen die endlosen Zahlen unserer Toten, unserer Verletzten und unserer Krüppel. Und doch denken wir mit dem stolzesten Gefühl gerade an diese Zeit zurück.

Sie ist uns heute doppelt nahe, erstens weil wir mitten aus einer bis in die jüngste Zeit hineinreichenden ähnlichen Verfolgung nationalsozialistisch denkender Menschen unter uns heute als Volksgenossen und Bürger des Deutschen Reiches die Kämpfer der ältesten deutschen Ostmark sehen. Was haben sie nicht alles ausgestanden und ausstehen müssen! Wie viele ihrer Kameraden sind ermordet worden, wie viele haben an Leib und Leben Schaden genommen, wie viele wurden brotlos auf Jahre und Jahre, wie viele Zehntausende von ihnen waren in Gefängnissen, Zuchthäusern und Anhaltelagern.

Das Zweite aber, was uns mit besonderem Empfinden an diese Zeit zurückdenken läßt, ist die Tatsache, daß sich im großen Weltgeschehen heute fast genau das wiederholt, was wir damals im Bereich der eigenen Nation erlebten und erduldeten. Und vor allem:

Unsere heutigen Feinde sind weltanschaulich dieselben.

Seit dem ersten großen Deutschen Tag in Nürnberg sind, wie schon betont, 15 Jahre vergangen. Die damals mitmarschierende Organisation der Nationalsozialistischen Partei ist heute zur Führung und Repräsentantin des Deutschen Reiches emporgestiegen. Sie ist die anerkannte Vertretung unseres Volkes. Und sie hat in diesen wenigen Jahren — denn was sind 1½ Jahrzehnte schon im Geschehen der Völker und der Weltgeschichte — ein Wunder vollbracht. Wer sich plötzlich im Geiste in den 2. September 1923 zurückdenkt, und ihn dann wieder entschwinden läßt, um das heutige Bild von Nürnberg an seine Stelle treten zu lassen, der glaubt zu träumen.

Eine Schar von Kämpfern war damals durch diese Stadt marschiert. Eine kämpfende Nation ist heute aus ihnen geworden. Was damals die Kampffahne der Kompanien und Bataillone war, ist heute die Flagge von 75 Millionen Menschen allein in diesem Reich.

Seit sieben Tagen marschiert in unserer Bewegung wieder ganz Deutschland durch diese Stadt. In stärkster Einprägsamkeit wird uns bewußt daß damit die Zersplitterung der Nation beendet und zum ersten Mal in unserer Geschichte eine wahrhafte Reichseinheit — weil Volkseinheit — gefunden wurde.

Wenn vor 15 Jahren die Zuschauer mit teils freudigem, teils bedenklichem Erstaunen auf die marschierenden Nationalsozialisten sahen, dann sind heute Zuschauer und Teilnehmer in eine einzige geistige Einheit verschmolzen. Nur etwas hat sich nicht geändert: Wenn damals die Nationalsozialistische Partei als Bewegung der breiten Massen gedacht war, dann ist der nationalsozialistische Staat die Organisation der breiten Massen geworden. Denn diese Partei wollte nicht einzelne Schichten der Nation unter ihren Schutz nehmen.

Eine wahre Riesenaufgabe war zu lösen.

Sie hat das deutsche Volk vor dem Abgrund zurückgerissen, in den es zu stürzen drohte. Denn als man uns 1933 endlich die Macht gab, da hieß das Problem nicht Rettung einer Gesellschaftsschicht, sondern — soviel hatten wohl auch unsere bürgerlichen Gegner unterdes schon einsehen gelernt — es hieß: Rettung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit. Das waren nicht einige hilfsbedürftige Parteien, sondern die Millionenmasse unserer erwerbslosen Arbeiter, unserer Bauern, die vor der Verpfändung von Haus und Hof standen, unseres Mittelstandes, der den Ruin vor Augen sah, und natürlich dann auch unserer geistigen Arbeiterschaft, für die es keine Möglichkeit der Anwendung ihrer Fähigkeiten und ihres Wissens mehr zu geben schien.

Wenn die Bewegung durch die Umstände gezwungen wird, solche Probleme zu lösen, muß sie als erste Aufgabe die Organisation einer wirklichen Gemeinschaft in Angriff nehmen. Denn daß eine wahre Riesenaufgabe ihrer Lösung harrte, kann nicht bestritten werden. Vom Gelingen dieser Lösung aber hing alles ab. Unsere Vorgänger aber waren daran gescheitert.

Es war daher auch für uns die Aufgabe nur durch eine äußerste Kraftanstrengung zu bewältigen. Sie erforderte zu allererst den geschlossenen Einsatz aller Volksgenossen. Um ihn zu erreichen, mußte die Organisation dieses Einsatzes vorbereitet werden. Das heißt: es mußte eine Einheit geschaffen werden in unserem Volk zwischen Geistes- und Handarbeitern und vor allem zwischen der politischen und wirtschaftlichen Führung der Nation und der durch sie geführten Masse des Volkes. Diese Einheit forderte gebieterisch das Ausscheiden eines Fremdkörpers, der in sie niemals hätte eingegliedert werden können.

Warum Kampf gegen das Judentum?

Wenn auch heute noch die Frage gestellt wird, warum der Nationalsozialismus so fanatisch das jüdische Element in Deutschland bekämpft und auf dessen Entfernung drang und drängt, dann kann die Antwort nur lauten:

Weil der Nationalsozialismus eine wirkliche Volksgemeinschaft herzustellen wünscht. Und weil diese Gemeinschaft nur dann eine moralische Daseinsberechtigung besitzt, wenn der notwendige Aufbau in Führung und Gefolgschaft nach volklich und sachlich unanfechtbaren Gesichtspunkten geschieht. Weil wir Nationalsozialisten sind, können wir nicht dulden, daß sich über unser arbeitendes Volk eine fremde mit uns nicht zu tun habende Rasse als Führung setzt.

Wir wissen, daß die ungeheuren Aufgaben, die uns gestellt sind, nur mit ungeheuerstem Krafteinsatz und in stärkster Disziplin gelöst werden können, das heißt, nur durch die in höchster Entschlossenheit zur Lösung einzusetzende Volksgemeinschaft. Das setzt aber zugleich eine unbedingte Autorität der Führung voraus. Die Bildung einer solchen autoritativen Führung ist moralisch nur dann berechtigt und für ein stolzes Volk tragbar, wenn sie ohne Rücksicht auf Herkunft und Stand die fähigsten Söhne des Volkes damit beauftragt. Es ist daher oberste Sorge des nationalsozialistischen Staates, Mittel und Wege zu finden, um dem Fleiß, der Energie, der Tatkraft, der Einsicht, dem Mut und der Beharrlichkeit, soweit sie im Persönlichen in Erscheinung treten, den Weg nach oben zu erleichtern und zu ebnen.

In diesem Staat muß das ärmste Kind, sofern es ersichtlich zu Höherem bestimmt ist, auch die höchste Stellung erreichen können.

Dann wird zwischen Führung und Volk nie ein Gegensatz entstehen. Denn dann wird jeder Bauer, jeder Arbeiter immer wissen, daß die Führung aller auch seine Führung ist, weil sie sein eigen Fleisch und Blut ist. Daher ist der schärfste Beweis für die wahrhaft sozialistische Einstellung der nationalsozialistischen Bewegung ihr Kampf gegen eine fremde, nicht aus dem eigenen Volk erwachsene Volksführung.

Bewußte Führerauslese.

Es muß in diesem neuen Deutschland von jetzt ab jedes Arbeiter- oder Bauernkind, wenn es von Gott begnadet und gesegnet ist, durch die Art der Hilfe unserer Organisation und dank der bewußten Führungsauslese emporsteigen können bis zur höchsten Führung der ganzen Nation. Wogegen umgekehrt auch das Kapital von Millionen einem Nichtangehörigen dieses Volkes den Weg nach oben niemals öffnen kann und öffnen darf. Dies ist die erste Voraussetzung, um eine wirkliche Volksgemeinschaft aufzurichten, die mehr sein soll als eine bloße schöngeistige Phrase.

Und nur durch den Einsatz dieser organisierten Gemeinschaft unseres Volkes wurde uns das zu lösen möglich, woran alle unsere früheren Gegner scheiterten. Getragen vom Vertrauen und damit der Kraft dieser gigantischen Mil-

Der Führer begibt sich mit dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Raeder, und dem in Vertretung von Generalfeldmarschall Göring erschienenen General der Flieger Milch zur Ehrentribüne auf der Zeppelinwiese bei den Wehrmachtsvorführungen. (Weltbild-Wagenborg-M.)

lionenmassen des deutschen Volkes gelang es mir und meinen Mitarbeitern in wenigen Jahren, nicht nur die wirtschaftliche Not zu beheben, sondern auch die furchtbaren politischen Fesseln abzustreifen, die bestimmt waren, das deutsche Volk für immer zu verknechten.

Warum bleibt die Partei?

Daher ist diese deutsche Volksgemeinschaft auch keine theoretische Erscheinung, d. h. sie ist keine tote Angelegenheit, sondern sie lebt sichtbar als Organisation. Es gab Besorgte, die besonders nach dem Jahre 1933 die Frage aufstellten, warum überhaupt der Nationalsozialismus nun nach der Eroberung des Staates noch als besondere Partei bestehen bleibe. Diese Frage ist ungefähr genau so klug als es die Frage wäre, warum nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht noch eine Armee besteht, nachdem doch der Gedanke der Wehrhaftigkeit nun ohnehin gesiegt hat und das Problem damit entschieden ist.

Die Bildung und Erhaltung der deutschen Volksgemeinschaft setzt eine verantwortlich tragende und erziehende Organisation dieser Volksgemeinschaft voraus. Ihr fester Kern ist die Nationalsozialistische Partei. Sie bildet die Wehrmacht der Volksgemeinschaft nach innen. Sie baut nicht nur die einzelnen Organisationen dieser Volksgemeinschaft auf, setzt ihre Führungen ein, sondern sie erzieht vor allem Jahr für Jahr die Millionenmasse junger Deutschen für diese Volksgemeinschaft und führt sie in sie hinein.

Gerade die Organisation dieser Volksgemeinschaft aber ist etwas Gigantisches und Einmaliges.

Es gibt heute kaum einen Deutschen, der nicht in irgendeiner Formation dieser nationalsozialistischen Gemeinschaft persönlich verankert und tätig ist. Sie reicht hinein in jedes Haus, in jede Werkstatt, in jede Fabrik, in jede Stadt und in jedes Dorf. Sie erfaßt darüber hinaus sogar alle Angehörigen des Reiches, die sich in fremden Ländern befinden und schließt sie in der nationalsozialistischen Gemeinschaft zusammen.

So baut sich hier eine gewaltige Organisation auf, die in ihren Verästelungen in den Familien beginnt und oben in der ganzen Nation ihr Ende findet. Was aber diese Gemeinschaft in den letzten sechs Jahren auch anstrebte und was sie tat und erreichte, lag alles nur im Interesse des deutschen Volkes, und zwar des ganzen deutschen Volkes. Denn es ist das erste Mal in unserer Geschichte, daß es gelungen ist, eine Bewegung zu organisieren, die ihre Wurzeln und ihren Auftrag von der Volksgemeinschaft direkt erhält. Sie ist daher auch nicht auf einzelne besondere Interessentengruppen weder der Kopf- noch Handarbeiterschaft, der Städter oder Bauern, der Katholiken oder Protestanten, Bürger oder Arbeiter angewiesen oder auf sie verpflichtet, sie dient den Interessen aller.

Daher ist die Stellung dieser Organisation der heutigen Volksführung auch eine bedingungslos souveräne. Sie kann auch zu den unpopulärsten Maßnahmen greifen, wenn sie im Interesse der Volksgemeinschaft liegen, weil diesem gegenüber die Interessen der einzelnen als belanglos zurückgestellt werden können. So ist es möglich, daß diese ausschließlich dem Volke verantwortliche Führung ebenso sehr dem Arbeiter wie aber auch umgekehrt dem Bauern nutzen kann. Sie ist in der Lage, Wissenschaft und Kultur zu pflegen, wie sie auf der anderen Seite die gewaltigsten sozialen Einrichtungen zu schaffen vermag. Sie kann der höchsten Geistestätigkeit die Möglichkeit der praktischen Auswirkung sichern. Sie verhindert umgekehrt aber auch alle schädlichen Einflüsse.

Als einziges Ziel, dem sie dient, wird ihr immer das Volk vor Augen schweben: Das Volk als solches, das sie in einer geschlossenen Gemeinschaft vor sich sehen will, gesund, kräftig und wohlhabend.

Und wer will bestreiten, daß die letzten sechs Jahre einen schlagenden Beweis für die Wirksamkeit der neuen Staats- und Volksorganisation und ihrer Führung in dieser Richtung erbracht haben? Wir konnten in ruhiger Zuversicht fast jedes Jahr vor die Nation hintreten und sie um ihr Urteil bitten. Die gewaltigste Zustimmung, die einer Volksführung zuteil werden konnte, haben wir in diesem Jahr am 10. April erhalten. Das Volk hat anerkannt und bestätigt, daß es in der neuen Staatsform und Führung eine Einrichtung sieht, die nach bestem Wissen und besten Kräften bemüht ist, dem Volk nützlich zu sein, es wieder zur Freiheit, zur Größe, aber auch zum wirtschaftlichen Wohlstand zu führen.

Und trotzdem erleben wir nun im Großen genau das gleiche, was wir in jahrzehntelangem Kampf im Innern erleben mußten. Eine geschlossene Front der Umwelt steht uns seit dem Tage der Machtübernahme gegenüber. Und so wie im Innern die goldene kapitalistische Demokratie unserer parlamentarischen Parteien mit dem Marxismus Hand in Hand ging, wenn es darum ging, den Nationalsozialismus zu bekämpfen, so sehen wir heute im Großen dieselbe Verschwörung zwischen Demokratie und Bolschewismus zum Kampf gegen den Staat der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft.

Im Großen dasselbe Bild, wie einst im Innern.

In der Zeit des Ringens der nationalsozialistischen Bewegung um die Macht war vielleicht der schlagendste Beweis für die Unaufrichtigkeit des Kampfes unserer Gegner die Feststellung der Tatsache, daß sie, ob bürgerlich-national, ob kapitalistisch-demokratisch oder marxistisch-international, in allen entscheidenden Kämpfen eine geschlossene Einheitsfront gegen uns bildeten. Es ist dadurch vielen Volksgenossen damals verständlich geworden, wie verlogen die Moral eines politischen Kampfes sein mußte, der vorgab, uns aus nationalen Gründen zu bekämpfen, aber nicht davor zurückschreckte, sich zu dem Zweck mit internationalen Marxisten zu verbinden und umgekehrt, wie unwahr und betrügerisch die Parteien waren, die uns aus — wie sie behaupteten — sozialistischen Motiven verfolgten, in diesem Kampf sich aber skrupellos mit den Repräsentanten des ärgsten Kapitalismus zusammentaten und eine Einheitsfront bildeten. Das Zentrum bekämpfte den Nationalsozialismus als kirchenfeindlich und schloß zu dem Zweck eine heilige Allianz mit der atheistischen Sozialdemokratie und selbst dem Kommunismus. Und umgekehrt, der Kommunismus wieder, der in uns — wie er damals behauptete — die Reaktion sah, stimmte ohne weiteres zusammen mit den wirklichen Vertretern der Reaktion gegen die nationalsozialistische Reichstagsfraktion.

Es war ein Schauspiel, das in seiner grenzenlosen Unwahrhaftigkeit nur widerwärtig wirken konnte. Dieselbe Empfindung befällt uns aber auch heute, wenn wir sehen, wie die sogenannten internationalen Weltdemokraten, die für Freiheit, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Selbstbestimmungsrecht der Völker usw. eintreten, zusammengehen mit dem Moskauer Bolschewismus. Es erhebt sich vielleicht oft die Frage, warum wir die Demokratien so sehr in den Kreis unserer Betrachtung ziehen und so ablehnend behandeln. Es geschieht dies

1. weil wir als Angegriffene gezwungen sind, dies zu tun und

2. weil gerade das Verhalten dieser Erscheinungen so empörend ist.

Die Unaufrichtigkeit der Demokratien.

Die Unaufrichtigkeit beginnt in dem Augenblick, in dem die Demokratien sich selbst als Volksregiment und die autoritären Staaten als Diktaturen hinstellen. Ich glaube es ruhig aussprechen zu können, daß es zur Zeit in der Welt nur zwei Länder gibt, die als Großmächte eine Regierung besitzen, hinter der 99 v. H. des Volkes stehen.

Das, was sich in den anderen Ländern als Demokratie deklariert, ist in den meisten Fällen nichts anderes als eine durch geschickte Presse- und Geldmanipulation erreichte Betörung der öffentlichen Meinung und eine gerissene Auswertung der dadurch erreichten Ergebnisse. Allein, wie gänzlich unwahr das innere Wesen dieser Demokratien ist, geht am schärfsten hervor aus der Einstellung, die sie je nach Bedarf zu ihrer Umwelt besitzen. Wir konnten erleben, daß man dort wirkliche Gewaltregime kleiner Länder dann, wenn es in das Konzept dieser Demokratien paßt, geradezu verherrlichte, ja sich dazu bereit erklärte, wenn notwendig, dafür zu kämpfen, während man umgekehrt die größten Vertrauenskundgebungen in solchen Staaten, die den Demokratien nicht genehm sind, einfach verschweigt, mißdeutet oder kurzerhand ins Gegenteil verdreht.

Und nicht nur das: Diese Demokratien verherrlichen, wenn es politisch zweckmäßig ist, sogar die bolschewistische Staatsform. Obwohl diese sich selbst als Diktatur des Proletariats bezeichnet, d. h. mit anderen Worten: die richtigen Demokratien bringen es fertig, Länder, deren Regierung auf eine 99prozentige Zustimmung ihrer Völker in den Staatsführungen hinweisen kann, als Diktaturen zu bezeichnen und andere Länder wieder, deren Regierungen sich selbst als Diktaturen deklarieren und nur mit Massenerschießungen, Hinrichtungen, Folterungen usw. bestehen können, als höchst ehrbare demokratische Institutionen zu bewundern.

Ist es nicht geradezu ein grimmiger Hohn der Weltgeschichte, daß sich inmitten aufrechter Patentdemokraten zu Genf der blutige Repräsentant der grausamsten Tyrannei aller Zeiten als ehrenwertes Mitglied bewegt? So haben wir in Deutschland diese enge Verbindung zwischen jüdischem Kapitalismus und theoretischem kommunistischen Antikapitalismus erlebt, so wie hier die „Rote Fahne", der „Vorwärts" und die „Frankfurter Zeitung" immer Hand in Hand gingen, so ist es in der ganzen anderen Welt.

Der Moskauer Bolschewismus ist der verehrte Verbündete der kapitalistischen Demokratie!

Ist es verwunderlich, daß, wenn sich Regime derartig selbst verleugnen, sie dann auch auf zahllosen anderen Gebieten ebenfalls zu Phrasen greifen müssen?! Ein demokratischer Parteitag, auf dem sich die Führer der Parteien vor ihren oft so mageren Anhängerscharen kaum sehen lassen können, ohne ausgepfiffen zu werden, der außerdem zumeist in einem Durcheinander aller gegen alle endet, wird als eine bewundernswürdige Demonstration und Kundgebung der Stärke des demokratischen Gedankens hingestellt. Ein nationalsozialistischer oder faschistischer Parteitag aber, an dem in unerhörter Geschlossenheit ein oder anderthalb Millionen Menschen teilnehmen, gilt nur als trauriges Zeichen für die Brutalität der Diktaturen und als ein Merkmal des Verfalls der Freiheit!

Deutschland wurden die einfachsten Menschenrechte verweigert.

So kämpfen sie für das Recht der kleinen Nationen und bringen sie — wenn es zweckmäßig ist — selbst eiskalt um. So treten sie immer ein für die Gleichberechtigung und versuchen, wenn es möglich ist, einem 75 Millionen-Volk die primitivsten Rechte vorzuenthalten. 15 Jahre lang hat Deutschland vergeblich um die natürlichsten und einfachsten Menschenrechte gerungen. Sie wurden dem deutschen Volk und Reich verweigert, trotzdem dieses damalige Deutschland nicht von Nazis geführt, sondern von Demokraten und Marxisten beherrscht wurde. Als der nationalsozialistische Staat, dieser fortgesetzten Unterdrückung und Mißhandlung überdrüssig, die Gleichberechtigung aus eigener Macht endlich wiederherstellte, beklagten sie dies mit dem bitter scheinheiligen Vorwurf, daß doch auch auf dem Wege gegenseitiger Verständigung das alles hätte erreicht werden können. 15 Jahr lang haben sie auf das grausamste gegen die natürlichsten Volksinteressen, ja, gegen jede Menschenwürde gehandelt, Diktate verfaßt und mit vorgehaltener Pistole zur Annahme gezwungen, um nachher in heuchlerischer Entrüstung sich über die „einseitige" Übertretung heiliger Gesetze und die Verletzung noch heiligerer Verträge zu beklagen.

Ohne sich jemals um die Meinung von Eingeborenen zu kümmern, haben sie Kontinente mit blutiger Gewalt unterworfen. Aber da Deutschland seine Kolonien zurückfordert, erklärt man bestürzt um das Los der armen Eingeborenen, man könne sie einem solchen Schicksal unter keinen Umständen ausliefern. Im selben Moment aber scheut man sich nicht, durch Flugzeuge und Bomben in den eigenen Kolonien die Eingeborenen zur Raison zu bringen, d. h. die lieben farbigen Mitbürger zu zwingen, die ihnen verhaßte Fremdherrschaft weiter zu dulden. Dies sind dann allerdings zivilisatorische Bomben zum Unterschied der brutalen, im Abessinienkrieg durch die Italiener verwendeten.

Man beklagt in diesen Demokratien die unermeßliche Grausamkeit, mit der sich Deutschland — — und jetzt auch Italien — der jüdischen Elemente zu entledigen versuchen. Alle diese großen demokratischen Reiche haben insgesamt nur ein paar Menschen auf dem Quadratkilometer. In Italien und in Deutschland sind es je über 140. Trotzdem hat Deutschland einst jahrzehntelang, ohne mit einer Wimper zu zucken, Hunderttausende um Hunderttausende dieser Juden aufgenommen. Jetzt aber, da endlich die Klagen übergroß wurden und die Nation nicht mehr gewillt ist, sich noch länger von diesen Parasiten aussaugen zu lassen, jammert man darüber. Aber nicht, um nun endlich in diesen demokratischen Ländern die heuchlerische Phrase durch eine hilfreiche Tat zu ersetzen, sondern im Gegenteil, um eiskalt zu versichern, daß dort selbstverständlich kein Platz sei! Sie erwarten also, daß Deutschand mit 140 Menschen auf den Quadratkilometer ohne weiteres das Judentum weiter erhalten könnte, aber die demokratischen Weltreiche mit nur ein paar Menschen auf den Quadratkilometer eine solche Belastung unter keinen Umständen auf sich nehmen könnten:

Hilfe also keine. Aber Moral!

So sehen wir im nationalsozialistischen Reich uns heute den gleichen Kräften und Erscheinungen gegenüber, die wir als Partei 15 Jahre lang kennenzulernen Gelegenheit hatten. Insoweit es sich um die allgemeine Bekundung der feindlichen Einstellung der demokratischen Länder gegen Deutschland handelt, läßt uns dies kalt. Warum soll es uns übrigens auch besser ergehen als dem Reiche vor uns? Im übrigen gestehe ich offen:

Ich finde es immer noch erträglicher, von jemandem beschimpft zu werden, der mich nicht mehr ausplündern kann, als von jemandem ausgeplündert zu werden, der mich dafür lobt. Wir werden heute beschimpft. Allein wir sind — Gott sei Lob und Dank — in der Lage, jede Ausplünderung und Vergewaltigung Deutschlands verhindern zu können. Der Staat vor uns wurde fast 15 Jahre lang erpreßt. Allein er empfing in meinen Augen als etwas dürftige Entschädigung oder Lohn dafür das Lob, ein braver und demokratischer Staat gewesen zu sein.

Unerträglich wird diese Einstellung für uns aber in dem Augenblick, in dem sie dort, wo ein großer Teil unseres Volkes scheinbar wehrlos unverschämten Mißhandlungen ausgeliefert ist, den Schwall demokratischer Phrasen gegen diese unsere Volksgenossen als Drohung erheben.

Ich spreche von der Tschecho-Slowakei.

Dieser Staat ist eine Demokratie, das heißt, er wurde nach demokratischen Grundsätzen gegründet, indem man die überwiegende Mehrheit der Bewohner dieses Staates einst, ohne sie zu fragen, kurzerhand zwang, die in Versailles fabrizierte Konstruktion hinzunehmen und sich in sie zu fügen. Als echte Demokratie begann man daraufhin in diesem State, die Mehrheit der Bewohner zu unterdrücken, zu mißhandeln und um ihre Lebensrechte zu bringen.

Der Welt versuchte man allmählich die Auffassung aufzuoktroyieren, daß dieser Staat eine besondere politische und militärische Mission zu erfüllen habe. Der französische frühere Luftfahrtminister Pierre de Cot hat sie uns vor kurzem erläutert.

Die Tschechei ist nach ihm dazu da und bestimmt, im Falle eines Krieges die deutschen Orte und Industrien mit Bomben anzugreifen.

Es handelt sich dabei wahrscheinlich wohl um die bekannten Sprengkörper mit zivilisatorischer Wirkung. Diese Aufgabe aber steht entgegen den Lebensauffassungen, Lebensinteressen und Wünschen der Mehrheit der Bewohner dieses Staates. Daher muß die Mehrheit dieser Bewohner schweigen. Jedes Protestieren gegen ihr Schicksal ist ein Angriff gegen die Zielsetzung dieses Staates und steht damit nicht im Einklang mit der Verfassung.

Diese Verfassung ging allerdings, da sie von Demokraten gemacht wurde, nicht von den Volksrechten der Betroffenen, sondern von den politischen Zweckmäßigkeiten der Unterdrücker aus. Diese politische Zweckmäßigkeit erforderte es daher auch, eine Konstruktion zu finden, die dem tschechischen Volk eine souveräne Vormachtstellung verlieh. Wer nun gegen diese Anmaßung opponiert, ist „Staatsfeind" und daher nach demokratischer Auffassung vogelfrei. Das sogenannte Staatsvolk der Tschechen ist damit von der Vorsehung, die sich in diesem Falle der einstigen Versailler Konstrukteure bediente, ausersehen, darüber zu wachen, daß sich gegen diesen Staatszweck niemand erhebt. Sollte aber trotzdem von der Mehrheit der unterdrückten Völker dieses Staates dagegen jemand protestieren, dann darf dieser mit Brachialgewalt niedergeschlagen und, wenn notwendig oder erwünscht, auch umgebracht werden.

Wenn es sich dabei nun um eine uns nichts angehende fremde Angelegenheit handeln würde, könnten wir diesen Fall wie so viele andere nur als eine interessante Illustration der demokratischen Auffassungen von Volksrechten und Selbstbestimmung sehen und dies zur Kenntnis nehmen. Nun ist das, was uns Deutsche aber zur Anteilnahme an diesem Problem verpflichtet, etwas sehr Natürliches.

Unter der Mehrheit der Nationalitäten, die in diesem Staat unterdrückt werden, befinden sich auch 3½ Millionen Deutsche, also ungefähr so viel Menschen unserer Rasse, als zum Beispiel Dänemark Einwohner hat. Diese Deutschen sind nun ebenfalls Geschöpfe Gottes. Der Allmächtige hat sie nicht geschaffen, damit sie durch eine Versailler Staatskonstruktion einer fremden, ihnen verhaßten Macht ausgeliefert werden. Und er hat die sieben Millionen Tschechen nicht geschaffen, daß sie 3½ Millionen Menschen überwachen, bevormunden und noch viel weniger vergewaltigen und quälen.

Die Zustände in diesem Staat sind, wie allgemein bekannt, unerträgliche.

Politisch werden hier über 7½ Millionen Menschen im Namen des Selbstbestimmungsrechts, im Namen eines gewissen Herrn Wilson um ihr Selbstbestimmungsrecht beraubt. Wirtschaftlich werden diese Menschen planmäßig ruiniert und dadurch einer langsamen Ausrottung ausgeliefert. Dieses Elend der Sudetendeutschen ist ein namenloses. Man will sie vernichten. Menschlich werden sie in unerträglicher Weise unterdrückt und entwürdigend behandelt.

Wenn 3½ Millionen Angehörige eines Volkes von fast 80 Millionen kein Lied singen dürfen, das ihnen paßt, nur weil es den Tschechen nicht gefällt, oder wenn sie blutig geschlagen werden, bloß weil sie Strümpfe tragen, die die Tschechen einfach nicht sehen wollen, oder wenn man sie terrorisiert und mißhandelt, weil sie einen Gruß grüßen, der den Tschechen unangenehm ist, obwohl sie damit nicht die Tschechen, sondern nur sich selbst untereinander grüßen, wenn man sie wegen jeder nationalen Lebensäußerung wie das hilflose Wild jagd und hetzt — dann mag dies den würdigen Vertretern unserer Demokratien vielleicht gleichgültig, möglicherweise sogar sympathisch sein, weil es sich hier ja nur um 3½ Millionen Deutsche handelt.

Ich kann aber den Vertretern dieser Demokratien nur sagen, daß uns dies nicht gleichgültig ist, und daß — wenn diese gequälten Kreaturen kein Recht und keine Hilfe selbst finden können, sie beides von uns bekommen werden. Die Rechtlosmachung dieser Menschen muß ein Ende nehmen..

Ich habe dies schon eindeutig in meiner Rede vom 22. Februar ausgesprochen. Es war eine kurzsichtige Konstruktion, die sich die Versailler Staatsmänner einst leisteten, als sie das abnorme Gebilde der Tschecho-Slowakei ins Leben riefen. Der Auftrag, hier die Millionenmassen anderer Nationalitäten zu vergewaltigen und damit zu mißhandeln, war nur so lange durchführbar, als die Bruderactionen noch selbst unter den Folgen der allgemeinen Weltmißhandlung zu leiden hatten.

Zu glauben aber, daß ein solches Regime unbegrenzt und ewig weiter sündigen kann, heißt sich einer kaum faßbaren Verblendung hingeben. Ich habe in meiner Rede vom 22. Februar vor dem Reichstag erklärt, daß das Reich eine weitere Unterdrückung und Verfolgung dieser 3½ Millionen Deutschen nicht mehr hinnehmen wird, und ich bitte die ausländischen Staatsmänner, überzeugt zu sein, daß es sich hier um keine Phrase handelt.

Deutschland verzichtete auf jeden Revanchegedanken.

Der nationalsozialistische Staat hat um des europäischen Friedens wegen sehr schwere Opfer auf sich genommen, und zwar sehr schwere nationale Opfer. Er hat jeden sogenannten Re-

NS.-Gem. „Kraft durch Freude", Ortsgruppe Zobten.
Am **Freitag, den 16. September, um 20,30 Uhr**
Kammermusikabend
in der **Schauburg**, Tonfilmtheater, Zobten. — **Ein Wohltätigkeits-Konzert zu Gunsten der Hochwasser-Geschädigten.**
Mitwirkende: Maximilian Hennig — Violine, Willi Kopmann — Klavier, Johanna Elisabeth Hoppe — Alt.
Karten zu 1,— RM. bereits im Vorverkauf in der Buchhandlung Triebsch und der Stadtsparkasse erhältlich. — Im Interesse des guten Zweckes wird um recht zahlreichen Besuch gebeten.

Ein Ufa-Tonfilm mit
Lil Dagover, Paul Hartmann, Rolf Moebius,
Helga Marold, Walter Werner, Karl Günther, Franz Weber.
Sonnabend 8½ Uhr, Sonntag 4½ und 8½ Uhr
Schauburg Zobten.

Entschuldungsverfahren **Willy Giehler, Karlsdorf-Weinberg:** Kreisbank Schweidnitz als Entschuldungsstelle zum Zwangsvergleichsabschluß ermächtigt.
Entschuldungsamt Schweidnitz, 13. 9. 38, 9,15 Uhr.

Gut
möbl. Zimmer
für bald oder 1. Oktober zu mieten **gesucht.** Preisangebote unter **C. 9** an die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

Zurück!
Zahnarzt
Dr. Hoffmann.

Eine kleine Anzeige hilft immer zum Erfolg.

Tüchtiges
Alleinmädchen
oder **Stütze**
für größeren Gutshaushalt in Nähe Zobten **gesucht.** Offerten unter **C. 8** an die Geschäftsstelle d. Ztg.

Freundliche Wohnung
im **Gutshaus** an bessere Frau oder Witwe mit Tochter zu **vergeben,** welche sich mit im landwirtschaftlichen Betriebe betätigen. Offerten unter **C. 7** an die Geschäftsstelle d. Ztg.

Steuersprechtag.
Am **Donnerstag, den 15. September d. J.** findet während der Zeit von **8 bis 12 Uhr** ein Sprechtag des Finanzamtes Breslau-Land im Sitzungszimmer des Rathauses statt.
Zobten am Berge, den 13. September 1938.
Der Bürgermeister. Schnabel.

Luftschutz.

Ich gebe bekannt, daß die Alarmierung zur **völligen** Verdunklung **im Altstadtbezirk** mittels der Feuersirene durch **minutenlange an- und abschwellende** Töne erfolgt.

Im **Stadtteil Gorkau** erfolgt die Alarmierung durch Feuerhörner.

Zobten am Berge, am 13. September 1938.
Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde. Schnabel.

Beackerung von Grundstücken im Hochwasserabflußgebiet sowie von Ufergrundstücken.

Die Beackerung von Wiesenflächen im Hochwasserabflußgebiet der Oder und ihrer Nebenflüsse hat in den letzten Jahren einen großen Umfang angenommen, so daß daraus eine ernste Gefahr für die Flüsse und Hochwasserschutzbauten zu besorgen ist.

Unter voller Würdigung des Vorteils, der sich aus der Schaffung neuer Ackerflächen für die Volksernährung ergibt, bin ich der Ansicht, daß der Umbruch geeigneter Flächen nicht gerade im Hochwasserabflußgebiet geschehen muß, zumal die Ernte dort stets bei einem doch einmal eintretenden Hochwasser vernichtet werden kann. Es gibt im Landkreise Breslau zweifellos noch große Flächen minderwertigen Grünlandes, das durch Umbruch ertragreicher gestaltet werden kann, ohne daß Hochwasserabflußinteressen dabei gefährdet werden. Diese Flächen sollten daher in erster Linie für die Umwandlung in Ackerland in Aussicht genommen werden.

Da aber, wo der Besitzer glaubt, auf die Beackerung einer im Hochwasserabflußgebiet gelegenen Wiesenfläche nicht verzichten zu können, muß ich erwarten, daß mir rechtzeitig vorher ein Antrag auf Genehmigung des Umbruches vorgelegt wird. Dem Genehmigungsantrag ist eine Skizze beizufügen, aus der die Lage und Größe der betreffenden Fläche einwandfrei ersichtlich ist.

Die Genehmigung ist auch dann erforderlich, wenn der Wiesenbesitzer von anderen amtlichen Stellen zum Umbruch angehalten wird oder ihm Beihilfen hierfür in Aussicht gestellt werden.

Bei Zuwiderhandlungen gegen die diesbezüglichen Bestimmungen der Polizeiverordnung des Herrn Oberpräsidenten vom 5. 8. 1924 sowie vom 20. 10. 1924 sehe ich mich in Zukunft genötigt, mit Strafen vorzugehen.

Breslau, den 23. August 1938.
L. (W. P.) 220/38. **Der Landrat.**

Veröffentlicht.
Zobten am Berge, den 10. September 1938.
Der Bürgermeister. Schnabel.

Reinhaltung der Gewässer.

Von den Flußmeistern des Kreises und des Landesflußbauamtes wird ständig die Beobachtung gemacht, daß die Betten unserer Gewässer durch Einbringen von Schmutz, Unrat, alten Gefäßen usw. verunreinigt werden. Abgesehen davon, daß dadurch das Ortsbild der Dörfer oft weitgehend verschandelt wird, ist daraus in den meisten Fällen eine nachteilige Veränderung der Vorflut oder eine schädliche Verunreinigung des Wassers zu erwarten. Ich weise deshalb darauf hin, daß nach § 19 des Preuß. Wassergesetzes vom 7. 4. 1913 das Einbringen derartiger Gegenstände in einen Wasserlauf verboten ist. Die örtlichen Wasserpolizeibehörden sowie die Herren Bürgermeister ersuche ich, diesen Dingen mehr als bisher ihr Augenmerk zuzuwenden und gegen die Urheber der Verunreinigung von Wasserläufen mit Strenge einzuschreiten.

Breslau, den 23. August 1938.
L. (W. P.) 220/38. **Der Landrat.**

Veröffentlicht.
Zobten am Berge, den 10. September 1938.
Der Bürgermeister. Schnabel.

Werbt für den Zobtener Anzeiger!

Seefisch
Fisch-Filets
Bücklinge
Rauchschotten
und
Haus-Marinierte
empfiehlt
Kaufhaus Kattner
Inh. **Wilhelm Gewohn**
Zobten u. Filiale Rogau
Telefon 332 und 265.

Ein Helfer in der Not ist eine kleine Anzeige.

Frühere Jahre mit Ueberschwemmungen.

Der Anfang des Monats September wird uns noch lange in der Erinnerung bleiben, brachte er doch eine Regenfülle vom Himmel, die wir nicht erwartet hatten. Groß ist der materielle Schaden allenthalben in der Provinz, in der Grafschaft, an der Neisse, an der Weistritz und der Katzbach, und es wird reichlich freundlich gebender Hände bedürfen, um all den Schaden zu heilen. Aehnliche Wasserkatastrophen traten periodisch immer auf. Eine der größten Ueberschwemmungen war im Jahre 1736 an der Oder, bei der viele Menschen und viel Vieh ertranken. Eine rasche Schneeschmelze im April 1785 verursachte, daß weite Wassersfluten unsere Provinz bedrängten. Ihnen reihen sich die Jahre 1813, 1845, 1854 an, auch 1903 brachte Wassersnot. Die Flut in der Oder stand am Oberpegel 7,60 m hoch. Ebenfalls wurden durch unaufhörlichen Regen im September 1910 weite Gebiete von Schlesien überschwemmt. Das Jahr 1927 war für die Schweidnitzer Gegend verhängnisvoll. Das Jahr 1930 brachte katastrophales Hochwasser an der Oder. Diese Wasserkatastrophen betrafen unsere Heimatprovinz, in anderen Gegenden Deutschlands kamen ähnliche Nöte zu anderen Zeiten. Sudermann erzählt in seinem Roman „Heimat", wie Ostpreußen in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch monatelange Regen schwer litt durch Hungersnot, und erwähnt dazu eine wundersame Rettung zweier Menschen. Wohl war damals der Acker im Frühjahr gut bestellt, die Saat wohl geborgen. Sie ging zur Freude aller gut auf und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Da setzte im Sommer ein Regen ein, der monatelang anhielt und kein Ende nehmen wollte. Die Pflanzen des Feldes blieben nun im Wachstum zurück, das Getreide verkümmerte und faulte, die Kartoffeln wuchsen nur Haselnuß groß. Hungersnot breitete sich im Lande aus, ihr folgten schwere Krankheiten, die das Leid verschlimmerten. Unter den Kindern grassierte die Diphtheritis. Sie war auch in dem Gehöft eines einsam wohnenden Gutsherrn eingekehrt und hatte ihm ein Kind niedergeworfen. Der Arzt fern, hatte ein weites Arbeitsfeld, Orte durch Regen unzugänglich. Um das Kind zu retten, suchte er selbst den Arzt auf. Er bestellte einen kleinen Wagen mit 2 Leitpferden und einem daneben schreitenden gesatteltem Reitpferd. Vorn auf dem Sitz des Wagens ruhend, im linken Arm das Kind haltend, lenkte er mit der Rechten die Tiere. Nach Stunden kam ihn ein seltsames Geschehen an. Ein weites, dunkles, dichtes Band kam ihm entgegen, dessen Oberfläche auf und ab schwankte. Es war ein Millionenheer von Ratten, die vom Wasser aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben worden waren. Ihr Instinkt einte die Tiere zu unermeßlichen Haufen, nun entrannen sie dem Wasser und suchten sicheren Port. Diese Ratten umringten bald das Gefährt, trugen es auf ihren Leibern, und er schwankte. Sie sprangen an den Pferden empor und bissen sich zuletzt an Beinen und Leib fest; sprangen zuletzt auch den Bauer an und bedrängten immer dichter ihn und den Wagen. Der Gutsherr erkannte die Gefahr; niemand konnte ihm Hilfe bringen. Er ließ die Zügel los, ergriff das Kind mit dem linken Arm und sprang glücklich auf das nebenher springende Reitpferd. Rasch wurde mit dem Messer das Hangseil durchschnitten. Das Tier war frei und rasche Flucht rettete den Bauer. Glücklich kam er zum Arzt, der auch sein Kind rettete. Andern Tages suchte er Weg und Stelle des Abenteuers auf und fand nur die Knochenskelette seiner Pferde und den Wagen mit stark durchfressener Decke. Die Historie berichtet, wie wir sehen auch von schlimmen Wassersnöten in früherer Zeit. Um ihr zu begegnen, sucht der Mensch der heutigen Kultur der Gefahr mit Dämmen und Mauern zu begegnen. Er will die Fluten auf richtige Bahn zwingen. Hoffentlich gelingt es ihm in der Zeitenfolge ganz. □g.

Erhöhter Feuerschutz für die deutsche Ernte.

Die Reichsarbeitsgemeinschaft Schadenverhütung führte in Verbindung mit den zuständigen Reichsministerien und Dienststellen eine Aufklärungsaktion durch, um jeden deutschen Volksgenossen über die hauptsächlichen Brandursachen zu unterrichten und ihm die Mittel und Wege zur Brandverhütung zu zeigen. Noch immer werden im Reich jährlich 350 000 Brände gezählt, die für das deutsche Volk einen Gesamtverlust von 400 Millionen RM. bedeuten. Zwei Drittel dieser Brände entfallen auf das Land. Der Großteil davon entsteht zur Erntezeit.

Zur Sicherstellung der Ernährung ist es daher unbedingt notwendig, daß besonders die landwirtschaftlichen Erzeugnisse vor Brandgefahr geschützt werden. Folgende am häufigsten vorkommenden Mißstände sind im Interesse der Brandverhütung im Auge zu behalten:

Gebrauch von offenem Licht in Stall und Boden, überbrückte Sicherungen, vor Nässe und Beschädigungen nicht geschützte elektrische Anlagen, fehlerhafte Anschlußkabel, Steck- und Abzweigdosen sowie Lichtschalter, Heißlaufen von Dresch- und sonstigen Maschinen, Funkenflug aus Lokomobilen und Zugmaschinen, Ueberhitzen und Nichtausschalten von elektrischen Bügeleisen, unverwahrte Streichhölzer, durchbrochene Brandmauern, fehlende und unvorschriftsmäßige Brandmauertüren, fehlende Schornsteinverschläge, schadhafte Schornsteine und Schornsteinköpfe, fehlerhafte Feuerstätten, durchbrannte Ofenrohre, unvorschriftsmäßige Anlage von Räucherkammern, Lagerung von Heu und Stoh auf Böden der Wohnhäuser und in der Nähe von Schornsteinen, offene und undichte Reinigungstüren der Schornsteine, fehlende oder schadhafte Blitzableiteranlagen, in Scheunen und Schuppen untergebrachte Kraftfahrzeuge, Wäschetrocknen an und auf Oefen, Brennstoffablagerung in der Nähe von Feuerstätten und Ascheablagerung in der Nähe brennbarer Gegenstände.

Oft entstehen Brände durch Selbstentzündung von Heu; nur sachgemäße Lagerung kann eine Selbstentzündung ausschließen. Bei den Revisionen der Mühlen ist vielfach festgestellt worden, daß das Getreide infolge Fehlens eines Lagerraumes oder wegen vorhandener zu kleiner Lagerräume im Mahlraum aufbewahrt wird. Oft ist die Trennung zwischen Mühlenbetrieben und Aufenthaltsräumen unzureichend.

Zur Minderung der Brandgefahrenquellen sind insbesondere nachstehende Richtlinien zu beachten:

Die geltenden Bauordnungen sind in feuerpolizeilicher Hinsicht nachdrücklich und straff zu handhaben. Die Kontrollen der Betriebe und bebauten Grundstücke durch die Brandschauer und die Brandschaukommissionen sind sorgfältig und eingehend auszuüben. Die Löschgeräte der Feuerlöschpolizei sind gründlich zu überprüfen. Auf die Einsatzbereitschaft der Wehren und einen guten Ausbildungsstand ist größter Wert zu legen. Die vorhandenen Löschwasserstellen auf dem Lande sind sorgsam zu pflegen; der weitere Ausbau der Löschwasserversorgung durch Anlegung von Löschwasserstellen (Feuerlöschteiche) ist weitgehend zu fördern.

— **„Morgenkaffee" ist unzulässig bei Privatzimmervermietern.** Der Reichsfremdenverkehrsverband vertritt die Auffassung, daß die Privatzimmervermieter, die in den Unterkunftsverzeichnissen Aufnahme finden, sich hinsichtlich des Frühstücks der in der marktregelnden Anordnung vom 7. April 1937 festgelegten Leistungsart „Frühstück" anzupassen haben. Die Bezeichnung „Morgenkaffee", worunter manchmal nur die Abgabe des Kaffees ohne Brot oder Brötchen verstanden wird, ist unzulässig.

„Du machst einen so frohen Eindruck!“ sagte Karl

Elisabeth legte sich gerade Johannisbeergelee aufs Brot — wie roter Bernstein leuchtete sie in der Sonne.

„Schön! Was?“

Sie lachte und sprang auf und gab Karl einen Kuß. „Ich bin wieder froh, ich bin ein anderer Mensch. Weißt Du, diese ganze Flucht aus München, dieser ganze Losnitzer Traum, dieses ganze Träumen und sich sehnen und nicht wissen, wonach — das war eine Krankheit. Wenn ich eine Entschuldigung suchen will — eine Krankheit, die sich vielleicht aus der Stimmung dieser verrückten Zeit leicht erklären läßt. Aber ich will mich gar nicht entschuldigen: die Krankheit war da, sie hat ihre Zeit gedauert, Anstieg, Krise und Rekonvaleszenz, aber jetzt ist auch das Ganze vorbei. Ich komme mir vor wie mein eigener Arzt: Alles normal, Elisabeth Hellfahr, Sie können wieder an Ihre Arbeit gehen!“

„Du bist ein unverbesserlicher Optimist!“

„Ja“, aber dieser Optimismus hat eine sehr gesunde Grundlage: das Vertrauen auf meine eigene Kraft und mein Können!“

„Aber mein Beispiel zeigt, daß ein dummes Schicksal, daß eine kleine, lächerliche Summe einem den Hals zuwürgen kann . ...“

„Gewiß! Aber dasselbe Schicksal sorgt auch für Hilfe. Paß auf! Es ist doch eigentlich mehr als eine komische Sache, daß Du, Karl Hellfahr auf Trebbin, eine Schwester hast, die Schauspielerin ist. Du warst natürlich immer ein wenig stolz auf mich, aber Du hast auch viele Augenblicke gehabt — sei mal ehrlich, Karl! —, viele Augenblicke, wenn die anderen Dich so ein wenig boshaft gefragt haben: Was macht sie denn eigentlich, die Schauspielerin? Weißt Du, so mit diesem leichten Unterton, was wird sie schon sein, diese sagenhafte Elisabeth da unten in München — wo Du Dich auch gefragt hast, warum werde ich armer, solider Kartoffelzüchter und Rübenbauer eigentlich mit einer Schwester geschlagen, die statt in die Nachbarschaft zu heiraten und Kinder zu kriegen, ausgerechnet am Theater ist?“

Sie sprach das „Theater“ in einem unsagbaren Ton

Karl sträubte sich lachend.

„Wo denkst Du hin, Elisabeth? Aber niemals!“

„Na, na!“ Elisabeth entdeckte plötzlich, daß auch eine Naive in ihr steckte. Sie tropfte das „Na, na“ aus einem hochgehobenen Glas in sein Sträuben hinein.

Sie lachten beide ganz froh.

Dann sagte Elisabeth: „Wie gut das tut! Man sollte viel mehr lachen. Aber nun im Ernst. Das gleiche unfaßbare Schicksal, das Dir den dummen Vertrag gleich einem Strick um den Hals gelegt hat, das hat Dir auch eine Schwester gegeben, die Schauspielerin ist — beide Sachen sind mit dem, was Du und Vater so die menschliche Vernunft nennen, gar nicht zu fassen. Aber diese beiden Dinge stehen in irgendeinem Zusammenhang. Man soll Schicksal nicht durch Zufall erklären. Hier ist eine Wechselwirkung da. „Ich bin vom Schicksal ausersehen, Dich aus Deiner Schuld zu befreien.“

Sie hatte ganz rote Wangen. Sie machte Gesten — große beherrschende Gesten —, die ihr selbst ganz neu waren. Es war ihr bitter Ernst.

„Unsinn, Elisabeth! Ich bin Dir dankbar, daß Du mir einmal geholfen hast, und werde Dir dankbar sein, wenn Du das weiter könntest. Aber die Dinge entziehen sich unserer Macht. Was kann ich gegen den Dollar?“

„Nicht Du! Ich habe mich auch falsch ausgedrückt. Meine Aufgabe ist nicht, Dich zu befreien. Es handelt sich überhaupt nicht um Dich und mich! Es handelt sich um Trebbin. Das Schicksal, das jetzt Trebbin bedroht und damit Vater und Mutter. Dich und mich und unsere Heimat, das gleiche Schicksal hat mich zur Schauspielerin bestimmt, um die Gegenkraft zu wecken.“

Karl versuchte noch einen Einwand.

Aber Elisabeth ergriff seine Hand, hielt sie fest und sagte mit einer bittenden Stimme:

„Laß mir diesen Glauben, Karl! Aus diesem Glauben wächst mir Mut und Kraft. Es ist ja wohl immer so, je wilder und schreckhafter die Zeiten sind, um so mehr braucht der Mensch den Glauben!“

Das war eine ganz neue Elisabeth!

Oder war sie doch nur eine Schauspielerin, dachte Karl.

„Ja“, sagte sie, und es war, als ob sie hellsichtig seine Gedanken läse, „ich bin eine Schauspielerin und eine gute dazu! Ich habe nach Berlin und München geschrieben, aber vielleicht war das alles nicht das Richtige. Jetzt, wo ich die Aufgabe sehe, die das Schicksal mir stellt, sehe ich noch klarer den Weg: Vielleicht kann ich in Zürich Franken verdienen oder ich gehe auf Gastspielreisen — oh, es gibt so viele Wege, Trebbin zu retten. Einen werde ich schon finden!“

Am Nachmittag ruderte Elisabeth auf den See hinaus. Es galt ein Abschiednehmen. Seit ihre Aufgabe klar geworden war, zweifelte sie nicht daran, daß sie in kurzer Frist Trebbin verlassen werde.

Die Heimat verlassen, um sie draußen in der Welt neu zu erobern!

Ein Glücksgefühl schwellte ihre Brust, jagte ihr das Blut belebend durch alle Adern. Sie sah ihr Ziel, sie liebkoste mit ihren fröhlichen Augen das alte liebe Gutshaus von Trebbin.

Ihr war so erwartungsvoll überschwenglich zumut, als ob heute noch eine Entscheidung fallen müsse.

Der See war wie blaue Seide.

Elisabeth ruderte sich müde, und ehe sie es versah, war sie in der Nähe des anderen Ufers angelangt. Gelbes Schilf, rotbraune Heide und dunkle Wacholderbüsche sahen ihr entgegen.

Sie ließ das Boot treiben und hing ihren Gedanken nach.

Wie war diese überwundene Krankheit nur möglich gewesen? Wie konnte nur aus Heimweh und Jugendliebe eine neue dumme Verliebtheit erwachsen? Sie erlebte noch einmal alles.

Als sie an jenem Abend auf der Terrasse in Losnitz sich gefaßt und in den Armen der Herzogin wieder Ruhe und Sicherheit gewonnen hatte, war sie einer Auseinandersetzung mit Fritz nicht aus dem Wege gegangen. Im Gegenteil!

„Was war ich Dir denn, Fritz? Nur ein Spielzeug? Ein hübsches Kind für eine nette Stunde?“

Fritz hatte natürlich abgewehrt. Er war bis in die Lippen erbleicht, als er hörte, daß die Herzogin und Elisabeth die ganze Szene mit angehört hatten. Er gab seinen Vater ohne weiteres preis.

„Und warum sagtest Du nichts? Warum fandest Du nicht ein Wort für mich?“

Oh, sie hatte ihn nicht geschont.

„Dein Vater ist ein Junker der alten Schule. Ein Siebziger darf meinetwegen unmodern sein, darf schließlich Anschauungen vertreten, wie sie zur Zeit der Prügelstrafe gang und gäbe waren. Aber Du? Aber Du? Die Meinungen Deines Vaters sind mir gleichgültig, aber daß Dein Vater es wagen darf, zu Dir so zu sprechen? So zu Dir über mich zu sprechen und daß Du es anhörtest, ohne ihm ins Wort zu fahren?

Seine Worte sind so Deine Worte geworden. Törichter Hochmut und eine lächerliche Anmaßung treffen zusammen. Was verstehst Du schon von Kunst? Dir wird immer der Großherzog wichtiger sein als der Goethe!

Ich glaube gar nicht, daß Du verstehst, was ich meine. Aber diese junkerhafte Anmaßung kann um so weniger an mich hin, als die Herzogin doch ganz auf meiner Seite stand. Adel verpflichtet, nur der wirklich Adelige wird das erkennen. Die andern blähen sich auf und verwechseln Dünkel mit Überlegenheit. Der Bürger kann uns Künstler vielfach nicht verstehen. Aber der Adel muß es können, oder er ist keiner.“

Die Auseinandersetzung war draußen im Park gewesen, im Anschluß an die festliche Polonaise, die der Jubilar eröffnet und bei der Fritz die Hanze von Derp geführt hatte.

„Glaube ja nicht, daß aus mir ein Funken von Eifersucht spricht. Ich hatte Heimweh, und in diesem Heimweh hast Du auch eine gewisse Rolle gespielt, eine kleine nur, aber eine Rolle. Die Rolle des alten Tanzstundenkavaliers. Du weißt ja so genau wie ich, daß die Lorbeerbäume auf der Losnitzer Terrasse in unserm Leben schon einmal als Kulisse gedient haben. Sie haben ausgedient, und auch Deine Rolle ist vorbei.“

Fritz hatte zu beschwichtigen versucht, hatte gebeten und hatte sogar gebettelt, schließlich war er mit rotem Kopf gegangen.

Ein „Vorbei“ hatte sie ihm noch nachgerufen.

Ein paar Tage später hatte Magnus, der am Tage nach dem Fest angekommen war, einen Vermittlungsversuch gemacht.

„Ich brauche mich ja nicht für meinen Vater zu entschuldigen, denn auf mich schimpft er genau so wie auf Dich. Er hat es nicht in sich. Da kann man nichts ändern, und da hat auch übelnehmen keinen Sinn. Es ist ein Manko, das man hinnehmen muß wie Schwerhörigkeit oder Blindheit. Schlimm ist es nur, wenn diese Schwerhörigen und Blinden Macht und Einfluß haben. Vater hat leider Macht!“

„Die Meinung Deines Vaters kümmert mich nichts, aber Fritz!“

„Das ist es! Fritz steht unter seinem Einfluß. Aber er bedauert sehr und hat mich gebeten . . .“

„Ich nehme nichts übel. Für mich ist die Sache erledigt!“

So war es gewesen.

Nach außen hin war nichts bekannt geworden. Die Herzogin hatte ihr freundschaftlich beigestanden und auf ihre völlige Verschwiegenheit war Verlaß

(Fortsetzung folgt.)

Der Feierabend in Zobtens Bergen

Unterhaltungsbeilage

zum

„Anzeiger für Zobten am Berge und Umgegend“

Gedenktage

in der Woche vom 11. bis 17. September 1938.

11. 9. 1816. Der Mechaniker Karl Zeiß, Gründer der Zeißwerke Jena, in Weimar geboren (gestorben 1888).

12. 9. 1829. Der Maler Anselm Feuerbach in Speyer geboren (gestorben 1880).

12. 9. 1889. Der Dichter Heinrich Lersch in München-Gladbach geboren (gestorben 1937).

13. 9. 1830. Die Dichterin Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach in Mähren geboren (gestorben 1916).

13. 9. 1863. Admiral Franz von Hipper in Weilheim, Oberbayern, geboren (gestorben 1932).

13. 9. 1877. Der Forschungsreisende Wilhelm Filchner in München geboren.

14. 9. 1769. Der Naturforscher Alexander von Humboldt in Berlin geboren (gestorben 1859).

14. 9. 1817. Der Dichter Theodor Storm in Husum geboren (gestorben 1888).

15. 9. 1834. Der Geschichtsforscher Heinrich von Treitschke in Dresden geboren (gestorben 1896).

15. 9. 1882. Der Unterseebootführer Otto Weddigen in Herford geboren (gefallen 1915).

15. 9. 1885. Die Dichterin Ina Seidel in Halle a. d. Saale geboren.

15. 9. 1935. Reichsbürgergesetz, Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes, Hakenkreuzfahne wird Reichsflagge.

Wohin gehst Du Elisabeth?

Eine Schauspielerin sucht ihren Weg.

Roman von Hubert Rausse.

5 (Nachdruck verboten.)

Dem Jubilar ein dreifaches Hoch! — tönt die Stimme.

Alles erhebt sich wie erlöst. Elisabeth steht neben Fritz an der Spitze der Tafel. Sie stößt das Glas mit dem roten Wein gegen sein Sektglas. Sie steht da, groß und schön und siegessicher.

„Nachher!“ sagt Fritz, und sieht ihr tief in die Augen, die Funken brennen. Elisabeth nickt. Ruhig, gewährend. Ein Strom von Zärtlichkeit schließt beide zusammen.

Da neigt der alte Herr von Beeren sich neben ihr, der dankend von Gast zu Gast geht: „Mein gnädiges Fräulein!“

Sie lächelt. Sie drückt die müde, runzelige Hand.

„Meinen Glückwunsch!“ sagt sie.

Die grauen Augen gehen über sie weg.

Was war denn nur?

Hatte er nicht sonst Elisabeth zu ihr gesagt?

Der Tanz hatte begonnen. Fritz von Beeren war mit seinen Pflichttouren beschäftigt. Elisabeth stand neben ihrem Vater im großen Saal, in dem die Herzogin so etwas wie Cercle hielt.

„Hat sie schon mit Dir gesprochen?“ fragte sie ihren Vater.

„Nee“, sagte er, „vor Tisch war keine Zeit. Aber nach Tisch hat sie mir mal sehr freundlich zugenickt!“

Er sah sich suchend um.

„Na, also“, sagte Elisabeth, die von ihrer Mutter einen gesunden Bauernstolz geerbt hatte, „na also, Vater, da bist Du ja eigentlich belohnt genug!“

In diesem Augenblick löste sich die Herzogin am anderen Ende des Saales von einer Gruppe und schritt mitten durch den weiten Raum auf Hellfahr und Elisabeth zu

„Wie ich mich freue, Herr Hellfahr, Sie so frisch und guter Dinge zu sehen.“

Sie reichte ihm die Hand und gab sie dann Elisabeth.

„Sie sonnen sich im Glanz Ihrer Tochter!“ Die Herzogin sah Elisabeth voll ins Gesicht, in die selbstbewußten, stolzblickenden Augen. Sie sah in ihr und hinter ihr die Künstlerin, aber sie hielt sich an den Menschen von Fleisch und Blut, dessen Hand sie immer noch in der ihren hielt. Sie kannte Künstlerinnen und sie wußte sie zu nehmen; sie sah sofort, diese hier ist ein ganz natürlicher Mensch.

„Oder nein“, sagte die Herzogin und gab Elisabeths Hand frei. „nein, Herr Hellfahr, Sie freuen sich einfach, Ihre Tochter einige Wochen lang endlich einmal für sich zu haben!“

Hellfahr neigte höflich den Kopf.

Sonst keine Antwort.

Habe ich etwas Falsches gesagt, dachte die Herzogin.

„Sie haben Urlaub?“ fragte sie Elisabeth.

„Nein, Hoheit!“ Elisabeth sah froh und stolz und ein wenig fragend zu ihrem Vater hinauf. „Ich bin für ganz wieder hier. Und Vater freut sich, daß er mich wieder hat!“

Das klang so natürlich, und klang fast überlegen.

„Elisabeth Hellfahr“, rief die Herzogin. Ihre Augen waren voll fragenden Erstaunens.

„Die Schauspielerin ist nicht mehr, Hoheit! Ich bin nur noch die Hellfahr von Trebbin!“

„Hoheit!“ sagte Vater Hellfahr. Er machte fast ein verlegenes, um Entschuldigung bittendes Gesicht. Er wollte das Mißverständnis erklären . . .

Die Herzogin lachte und war ganz die Prinzessin aus dem Süden. Sie war voller Scharm, als sie sagte: „Da bin eigentlich ich die Schauspielerin gewesen! Denn ich bin gut vorbereitet. Ich kenne alle Rollen, in denen ich Sie sah . . .“

„Hoheit kennen mich von der Bühne?“

„Ja, aber natürlich und sogar sehr gut! Von Hohenwalchen her, wo meine Eltern leben, wo ich groß geworden bin und wo ich auch jetzt den größten Teil meiner Zeit verbringe, wenn der Herzog auf Reisen ist —, Sie kennen Hohenwalchen?“

Elisabeth nickte.

„Das sind gute zwei Stunden nach München mit dem Wagen. Also wir waren oft in den Kammerspielen. Meist in der kleinen Orchesterloge links.“

Elisabeth wurde das Herz warm vor Freude.

„Und Sie glauben gar nicht, wie oft wir in der Familie oder auch im großen Kreis über Theater und gerade über Sie gesprochen haben. Es ist mir heute unbegreiflich, daß ich Ihren Namen nie mit Trebbin in Verbindung gebracht habe. Mir schienen die Welten zu weit auseinander! Diese Namensgleichheit hätte eher ein Zufall sein können, als daß ich von den Kammerspielen weg zum Schweriner See hin gedacht hätte.“

Elisabeth lachte froh. Was war diese Herzogin für ein warmherziger und natürlicher Mensch!

„Lieber Herr Hellfahr, Sie müssen mir schon verzeihen! Ich entführe Ihnen die Elisabeth, ich muß mit ihr vom Theater plaudern!“

Sie schob ihren Arm unter den Elisabeths. Sie zog die Schauspielerin in eine Sofaecke.

„So recht die Herzogin!“ sagte mißbilligend der Görnower.

„Ach was, Herzogin! Das ist die kleine hergelaufene Prinzessin. Im Süden hat man solche Sitten!“

„Und Sie wollen wirklich auf alles verzichten“, fragte die Herzogin, „auf das Äußere, den Ruhm und den Glanz — aber reden wir nicht davon —, Sie wollen auf Ihre Kunst, auf Ihr Können wirklich verzichten?“

Elisabeth nickte.

Aber es war ihr selbst, als ob die Überzeugng ihr fehlte. Wie oft hatte sie diese Frage gehört! Wie oft hatte sie sie mit heißem Herzen bejaht und den Frieden und die Ruhe gepriesen.

„Die Enttäuschungen sind riesengroß! Es ist nicht alles Gold, was glänzt!" sagte Elisabeth.

„Sicher — aber gilt das nicht überall? Glauben Sie — sie sah Elisabeth offen in die Augen —, eine Herzogin habe es leichter als eine Schauspielerin? Oder diese Gutsbesitzersfrauen hier um uns herum, die alle mal junge Mädels und blühende Frauen waren, glauben Sie, die hätten es leichter gehabt, bis sie ihre grauen Haare bekamen?"

„Nein, Hoheit — so einfach sehe ich die Dinge auch nicht. Aber diese Frauen — sie dürfen wenigstens graue Haare bekommen!"

„Das Problem des Alters? Aber das ist für Sie doch noch nicht soweit!"

„Diese Frauen haben Kinder, sie haben Haus und Hof, sie haben etwas Faßbares, für das sie gelebt haben, für das sie leben und sorgen . . .

„Und Sie haben Ihre Kunst!"

„Ja", sagte Elisabeth, „meine Kunst!"

Sie sah durch die offene Tür in das Dunkel der Nacht.

Etwas Gequältes lag in ihrem Blick, als sie nun zur Herzogin aufsah.

„Tu ich Ihnen weh mit meinen Fragen?"

Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Kommen Sie", sagte die Herzogin. „Die Nacht ist warm. Auf der Terrasse plaudert es sich besser!"

Draußen ist der Himmel hoch und läßt seine Sterne leuchten. Über den dunklen, schattenschwarzen Bäumen weg ahnt der Blick den See. Musik und Lärm klingen leise herüber.

„Meine Kunst! Hoheit, ich liebe sie, und die Stunden höchsten Glücks, die sie mir schenkte, sind unvergeßbar. Aber wo sind sie? Und die Stunden der Qual und der Verzweiflung?"

„Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz. Alle Freuden und alle Schmerzen!"

„Die Lieblinge haben es immer schwer, Hoheit. Vielleicht bin ich zu sehr ein Liebling gewesen!"

Es lag etwas Bitteres in dem Ton der Stimme.

Die Herzogin strich ihr mit kosender Hand über den Arm.

„Sie sind eine große Künstlerin, Elisabeth Hellfahr. Ich sah Sie zuletzt im „Grabmal" als die Braut des Unbekannten Soldaten. Sie haben mich bis zu Tränen erschüttert."

Elisabeth drückte dankbar die Hand. Sie trank das Lob in sich hinein.

„Und sehen Sie, Hoheit: was ist von dieser Figur, von meiner Schöpfung, von meiner Kunst also geblieben? — Das Lob aus Ihrem Munde, Hoheit, und das Glück dieser Stunde!"

„Aber Elisabeth", sagte die Herzogin.

„Doch, doch, es ist so! Was bleibt mir denn, wenn der Vorhang fällt? Der Maler hat sein Bild, der Dichter sein Werk, der Komponist hat seine Noten — da sind die Dome und die Galerien und die Werke der Klassiker — aber was haben wir denn, wir armen, armen Schauspieler?"

„Aber Elisabeth," wiederholte die Herzogin.

Sie sah erschüttert in Herz und Seele dieser Frau, die sie um ihre Gunst und ihr Können und um das Glück, das sie um sich verschwendete, so oft schon beneidet hatte.

„Wir haben ja alle so viel Sehnsucht nach Glück, nach Lob und Anerkennung, nach Bestätigung unseres Könnens. Wenn wir allein sind, quält uns der Zweifel, nur solange die Rolle uns trägt, nur solange hintenher der Beifall uns wärmt, sind wir glücklich."

„Viele Menschen sind nie glücklich!"

„Ja, aber wir am Theater müssen unser bissel Glück fast zu reichlich bezahlen! Wie sagt Grillparzer: ‚Alles mußt Du mit Blut bezahlen, doch am teuersten den Ruhm.' Wir Schauspieler gehören zu denen, die am teuersten bezahlen müssen. Was bleibt uns denn? Ich meine natürlich nicht die Gage, die uns heute, wie allen anderen Menschen, in der Hand zerrinnt; aber sonst, was bleibt uns denn? Ein paar alte Photographien, vergilbte Theaterzettel und an den Wänden verstaubte Lorbeerkränze."

„Und die Erschütterung in meinem Herzen!"

„Ja," sagt Elisabeth, „Dank, tausend Dank!"

„Sie hungern ja alle nach Liebe, hungern alle nach der Wärme eines wahren Freundes und der Güte eines echten Herzens, alle, die im Lichte des Ruhmes und in der Sonne des Erfolges stehen!"

„Danke," sagte Elisabeth noch einmal, „danke". Und dann: „Nein, Hoheit, es ist zu viel Lust am Trug bei unserer ganzen Kunst, zu viel Rausch und zu wenig Bleibendes! zu viel Schein und zu wenig . . ."

„Und hier bei uns?"

„Oh," sagte Elisabeth, und sie war ganz die Tochter ihres Vaters, „hier ist die Erde, die uns nie verläßt!"

*

Auf der Terrasse stehen in einer hochwölbigen Gruppe die Lorbeerbäume. Hinter diesen Lorbeerbäumen geht jetzt die Tür. Schritte werden vernehmbar. Die Stimme des Jubilars sagt:

„Mein Junge, ich möchte auch heute abend und in der Stimmung dieses Tages keinen Zweifel darüber lassen, daß mir in diesem Punkt jede . . . sagen wir jedes Festlegen unerwünscht ist. Es ist die Eigenart dieser Damen, überall Unheil anzurichten . ."

„Vater!" Das war die Stimme von Fritz von Beeren.

„Sie ist eine schöne Frau, und sie ist eine Künstlerin. Ich habe für so was immer Verständnis gehabt, also huldige, soviel Du willst. Aber gegen jeden Eingriff in meine Absichten wehre ich mich."

„Aber sie ist schließlich eine Hellfahr!"

„Also eine Habenichts! Irgendwie liegt das doch schon im Blut, in der Familie. Weiß der Teufel, woher!"

„Denk an Magnus, Vater!"

„Ich will nicht an ihn denken. Er ist genau so aus der Art geschlagen — wo ist er heute? Als ob er es spürte, daß er nicht hergehört, genau so wie jene!"

„Aber Vater!"

„Genau wie jene! Ich habe nichts gegen die Kunst, sie hat immer von uns gelebt, aber von uns, von unserer Gnade, von dem Überfluß unserer Arbeit. Sie kann und sie darf nicht leben aus unseren Reihen. Ein Beeren, der Bilder malt —!" Er zischte einen Fluch durch die Zähne.

Elisabeth ist zusammengefahren. Die Worte treffen sie wie Peitschenhiebe ins Gesicht. Sie flüchtete zur Herzogin, die die Arme wie in schwesterlicher Sorge um sie schloß.

„Aber es geht jetzt nicht um Magnus. Es geht auch jetzt nicht um die Hellfahr, sondern es geht um Dich und uns. Die Lage von Trebbin kennst Du. Und ich glaube ja nicht, daß diese Damen heute noch Geld verdienen oder gar ein Vermögen ihr eigen nennen. Das war einmal! Gott sei Dank! Heute gibt es kein Einkommen und kein Vermögen mehr, heute gibt es nur noch Besitz. Wir Grundbesitzer sind die Herren und Besitzer der Welt. Das Geld, das einmal zur Kunst verlocken konnte, ist nur noch eine Lächerlichkeit und Arroganz. Geld gilt nicht mehr. Es vergeht wie Rauch im Wind. Die Geldscheine sind in ihrer ganzen Scheinheiligkeit entlarvt."

Er lachte.

„Boden gehört zu Boden, Besitz zu Besitz. Hanne von Derp kommt zunächst und dann meinetwegen die eine oder andere Leidenschaft!"

Fritz war still.

„Also, mein Junge, ich habe es für nötig gehalten, das einmal auszusprechen. Nichts für ungut. Unsereiner wird nun mal mit der Kandare im Maul geboren!"

„O Gott!" Elisabeth barg den Kopf in ihre Hände und stöhnte ihr Leid in die Nacht. Die Herzogin stand neben ihr und stand bei ihr, bis der Sturm vorüber war.

Neuntes Kapitel.

Am ersten Oktober dieses Jahres — der Dollar war auf siebenhundert gestiegen — ereignete sich folgendes:

Als Brasky von der Generalprobe in sein Büro kam, fand er einen Brief vor von Elisabeth Hellfahr. Er überflog ihn, gehetzt wie er war, er las in umfangreicher Begründung eine Bitte um ein Engagement.

Brasky pfiff durch die Zähne.

„Teufel auch! Sie wäre bestimmt eine Zugkraft! Zwar keine Wienerin — wir wollen ja ein Wiener Theater auf Berliner Boden sein —, aber den Berliner Theaterfreunden als eine Münchnerin bekannt. Also immerhin was Süddeutsches. Und das ist in Berlin die große Mode! Über die Gage wird man reden. Was wird Ite sagen? Abwarten, ich werde mit Ite den Brief besprechen!"

Am gleichen Tag empfing Jago Schmid im Büro seiner Remscheider Zentrale einen Brief seiner Schweriner Bank, der ihm von München her nachgeschickt worden war.

Der Brief enthielt die Mitteilung, daß die auf das Trebbiner Darlehen fällige Zins- und Rückzahlung für die Monate August und September in Devisen geleistet worden sei. „Es erscheint uns auffallend, daß die Zahlung in zehn Scheinen zu je hundert Peseten erfolgt, die in einem Umschlag der Firma Jakob Schmid in Madrid, deutsche Vertretung: Büro Remscheid, überbracht wurden."

Jago lachte. Seine tausend Peseten!

Na also, dieser mecklenburgische Bankbeamte paßte auf wie ein Detektiv. Er bestellte ein Ferngespräch mit der Schweriner Bank.

Aber was war nun geschehen?

Es handelte sich also um die tausend Peseten, die er Elisabeth beim Abschied auf dem Wismarer Bahnhof als Bezahlung für den Flügel in die Hand gedrückt hatte.

Sie waren als eine Reserve für Elisabeth gedacht gewesen, als ein stabiler Halt in der Geldflucht des Tages, jedenfalls nicht gedacht, um die Trebbiner Schuldzahlung damit zu ermöglichen.

Aber Elisabeth konnte natürlich mit ihrem Geld machen, was sie wollte. Sie hatte mit dem Inhalt des Umschlages dem Bruder geholfen — ein Tropfen auf einen heißen Stein —, aber sie mußte jetzt jedenfalls Bescheid wissen über Trebbin und seine wirtschaftliche Lage. Sie war mittlerweile schlimmer geworden, denn bei dem schnellen Verfall der Mark wuchs der Abstand zwischen den täglich möglichen Einnahmen und der stabilen Goldschuld immer mehr.

Heute hatte sie Sorgen, seine Elisabeth.

Er runzelte die Stirn und glättete sie wieder.

Er zweifelte gar nicht: seine Elisabeth!

Sie war eine Frau und eine Künstlerin! Wie sollte sie fertig werden mit einer irrsinnig gewordenen Zeit, die zu verstehen sogar er oft seine Schwierigkeiten hatte! Er mußte ihr helfen. Sofort! Er hatte gar kein Empfinden für die mancherlei Abfuhren, die er schon erhalten hatte.

Er pfiff vergnügt vor sich hin, wie einer, dem viel zu wohl ist in seiner Haut.

Er träumte. Wenn er nun plötzlich wieder auftauchte, da oben am Schweriner See — Hallo, Elisabeth! — Herrgott, ja, vielleicht würde sie vor lauter Glück aus dem Häuschen geraten und vor Freude — denn sie freute sich doch immer auf ihn, wenn man sich dann auch bitterlich zankte — und vor Freude zu jauchzen beginnen? Oder gar in ihrer Angst und Sorge vor Freude zu weinen beginnen? Wer konnte das wissen? Und das Letztere wäre doch schrecklich!

Nein, nein! Er mußte das schon recht vorsichtig anfangen. Vielleicht schlich er sich an Trebbin heran und pfiff abends vor ihrem Fenster?

Jago war ganz allein im Büro. Er steckte zwei Finger in den Mund und pfiff so zur Probe vor sich hin, daß es durch alle Räume gellte. Die Sekretärin streckte ihren Kopf durch die Tür und machte tieferschrockene Augen.

„Nein, nein, er winkte ab. Es habe gar nichts zu bedeuten! Aber wo bleibe das Gespräch mit Schwerin?

Jago wartete und war in diesem Augenblick glücklich!

Eine betrübte Elisabeth, eine sorgenbedrückte, jawohl, die brauchte er. Er würde sie in Watte einwickeln, soweit sich Elisabeth wickeln ließ, er würde sie in Gold fassen . . .

Gold!

Das war das entsetzliche Dilemma: weil er Gold hatte, konnte er helfen; aber weil er Gold hatte, zeigte ihm Elisabeth wiederum die kalte Schulter. Sie haßte seine Peseten!

Oder?

Vielleicht, daß dieser Haß vorüber war! Vielleicht, daß sie eines Besseren belehrt war! Seit jenem Umschlag mit den tausend Peseten mußte auch mit ihr ein Umschwung erfolgt sein. Nun hatte sie doch selber kennengelernt, daß es glücklich macht, helfen zu können; hatte gesehen, daß man mit Geld auch Gutes tun kann, und daß die Devisen nicht nur dazu da seien, den Ausverkauf ganz Deutschlands zu besorgen.

Seine unglückliche Elisabeth!

Das Telephon meldete sich.

Jago bestätigte den Erhalt des Briefes. Die Sache mit den tausend Peseten gehe in Ordnung, aber er freue sich über die peinliche Berichterstattung. Er erbitte auch weiter genaue Auskunft über Trebbin. Und zwar mündlich!

Mündlich?

Jawohl, denn er werde einige Tage in Plöne verbringen, in seinem Jagdhäusl, das er noch gar nicht kenne, und er bäte, den Jäger zu verständigen. Ja und er hoffe, daß er einen guten Bock vor die Büchse kriege, und daß er das Neueste über Trebbin erfahre. Er komme also morgen abend mit dem Hamburger D-Zug in Schwerin an und wohne wie das letzte Mal im „Stern".

So! Und jetzt: auf zu Elisabeth!

*

Als Jago in dem Köln—Hamburger D-Zug den Speisewagen betrat, begann eine leise Dämmerung fühlbar zu werden. Im Raucherabteil brannten schon die Lampen.

Jago wollte essen.

Der Kellner ging voraus und knipste mit einem „Pardon Madame" im zweiten Abteil das Licht an.

Die Dame legte wie schützend die ringgeschmückte Hand vor die Augen, die in das dämmernde Land hinausgeträumt hatten. Man sah schon Lichter in den Häusern und Fabriken, und die Feuer der Hochöfen flackerten einen rötlichen Schein. Der Zug fuhr durchs Ruhrgebiet.

„Verzeihung!" sagte auch Jago. Aber schließlich konnte er nicht wegen einer sentimentalen Reisenden seinen Hunger verschieben oder in dem rauchigen Abteil essen.

Im aufschnellenden Licht sieht er einen Madonnenscheitel, schmale Hände mit einem Gefunkel von Ringen, dann in einem kleinen, weißgepuderten Gesicht große, prachtvolle, dunkle Augen . . .

Das ist . . .?

„Olé", sagte die Dame, „Don Jago?"

Natürlich . . .

Es war die Argesilla, Spaniens berühmteste Tänzerin, auf der Reise von Zürich nach Berlin. Wenn Jago ganz ehrlich hätte sein wollen: da wäre ihm fast der Hunger noch lieber gewesen. Aber er trat mit kastilischer Grandezza an ihren Tisch und bat um die Erlaubnis, bei ihr Platz nehmen zu dürfen.

Sie sähe fabelhaft aus, sagte Jago, und tat begeistert.

Sie sah wirklich fabelhaft aus.

„Wie damals!" sagte Jago.

Die Argesilla strahlte mit ihren großen Augen ihn an. Ihre schmalen Schultern steckten in einem engen Kleid von schwerer, schwarzer, glänzender Seide. Auf ihrer dunklen Haut, in dem tiefen, spitzen Ausschnitt leuchtete ein großer Rubin.

Daß sie nach Deutschland komme in dieser Zeit?

Der Impresario! Was wolle man machen?

Aber das wertlose Geld?

„O, Señor Schmid, was meinen Sie? Ich werde in Schweizer Franken bezahlt. Selbstverständlich!"

Selbstverständlich! Jago verstand plötzlich die Wut seiner Elisabeth. Die Argesilla plauderte weiter: ein fabelhaftes Land, dieses Deutschland! Sie zeigte in das Dunkel da draußen, wo die Häuser und Straßen und Städte sich an die Schienen drängten. Es sei wie eine einzige Stadt, eine riesenhafte Millionenstadt.

Er nickte. Die Hochöfen lagen stumm und dunkel. Der Feind war im Land. Da draußen stand er an den Schienen mit seinen Maschinengewehren und Kanonen, und in den Speisewagen saß er mit Schweizer Franken und Peseten.

Elisabeth hatte schon recht.

Jago suchte nach einer Möglichkeit zur Flucht. Der Deutsche in ihm empörte sich.

Aber da kam schon mit kleinen Koffern, Taschen und einem Riesenpelzmantel beladen die Zofe.

Der Berliner Wagen werde gleich umgehängt, man müsse den Speisewagen verlassen.

„O, schade! Don Jago!"

Die Tänzerin erhob sich. Sie war auf der Reise und auf der Bühne Gehorsam gewöhnt. Sie stülpte eine kleine silberne Kappe über ihr schwarzes Haar, dann ließ sie ihre überschlanke, biegsame Gestalt von Jago in den schweren Mantel hüllen. Ein helles Rauschen war um sie und ein süßer, betörender Duft.

Ihre Augen suchten die seinen.

Sie lehnte fest an seiner Brust.

„Auf Wiedersehen, Don Jago! In Madrid habe ich mir Ihre deutsche Adresse geben lassen. In München sehen wir uns doch wieder?"

Verflossene Jahre stiegen vor ihm auf. Er hatte sie noch gekannt, wie sie in den kleinen Flamencos ihre spanischen Volkstänze tanzte: ein Naturkind von einem hinreißenden Temperament und einer ganz ursprünglichen Begabung. Im Grunde war sie — auch auf den internationalen Varietébühnen — ein echter Mensch geblieben; unter ihrer Schminke steckte das erlebenshungrige, neuigkeitslüsterne Kind von damals.

Er neigte seinen Kopf gegen ihr Gesicht.

„Gewiß!" sagte er, „Donna Lacita!" So hatte sie ihre Mutter gerufen.

Sie sah ihn dankend an, mit einem leisen Lächeln ihrer Augen, zärtlich, still und ausdauernd, wie ein schönes Tier, und verschwand.

Jago war froh, daß sein Essen kam.

Also sie suchte ihn in München. Das war ein Grund mehr, an eine Übersiedlung nach Berlin zu denken!

*

Elisabeth erwachte nach einer tiefen und traumlosen Nacht. Vor ihrem Fenster lag ein heller, hoher und sonniger Spätherbstmorgen.

Sie streckte und dehnte den ausgeruhten Körper. Für einen Augenblick wollte Grübeln und Verzweifeln sie wieder überfallen, aber dann warf sie mit der Decke das ganze sinnlose Denken von sich weg. Das kalte Wasser tat gut. Sie frottierte die weiße Haut, bis sie rot brannte, schlüpfte dann in die Kleider, pumpte sich am Fenster noch zwei-, dreimal die Lunge voll Morgenluft und sprang hinunter an ihre Arbeit.

„Kopf hoch, Karl, wir werden es schon schaffen!"

Sie kannte seine Sorgen; sie hatte ihm ohne jedes Zögern die tausend Peseten gegeben; sie sah jetzt klar, und Klarheit gibt Ruhe und Sicherheit.

Jammern war ihr fremd.

Kämpfen war ihr wieder eine Freude.

Lag es an dem festen Schlaf der Nacht, lag es an dem sonnigen Morgen — sie hatte ein Gefühl des Genesenseins; der Schmerz und die Erbitterung der letzten Tage waren durchgekämpft; Atem und Herz gingen ruhig und fest.

Das neue Luftschiff vor dem Start.

Es erhielt den Namen „Graf Zeppelin" — Erhöhte Fahrsicherheit.

Silberglänzend liegt der Riesenleib des neuen Luftschiffes LZ 130 in der großen Montagehalle des Luftschiffbaues Zeppelin in Friedrichshafen. Weithin leuchtet am Seitenruder des Schiffes das Hakenkreuz als Symbol deutscher Weltgeltung. Überall wird noch letzte Hand angelegt, werden von den Monteuren die letzten Versperrdrähte nachgezogen und die letzten Pinselstriche über die aluminiumfarbene Haut geführt; denn bereits am Mittwoch — wenn das schöne Spätsommerwetter anhält — soll das Schiff, dem der stolze und verpflichtende Name „Graf Zeppelin" gegeben wurde, zu seiner Jungfernfahrt starten.

Am Dienstagnachmittag hatten die Vertreter der deutschen Presse Gelegenheit, den Luftriesen eingehend zu besichtigen. An der Besichtigung nahm auch Reichshauptamtsleiter Dresler teil. Direktor Dr. Eckener wies nach herzlichen Willkommensworten auf die hauptsächlichen Neuerungen des LZ 130 gegenüber dem Luftschiff „Hindenburg" hin. Die Führung durch Offiziere und Fahringenieure vermittelte dann ein eindrucksvolles Bild von dem neuen Luftschiff und zugleich der Genialität deutscher Erfinder und Ingenieure.

Die Maße des Luftschiffes.

Die Länge des Schiffes beträgt 245 Meter, sein größter Durchmesser 41,2, der Gasinhalt 200 000 Kubikmeter und die Gesamttragkraft rund 200 000 Kilogramm. Man kann sich einen Begriff von der Weitläufigkeit der Konstruktion machen, wenn man erfährt, daß die Gesamtlänge der Gerippeträger etwa 22 Kilometer umfaßt, die Gesamtlänge des verwendeten Stahldrahtes rund 135 Kilometer und die Zahl der verwendeten Nieten etwa 5,5 Millionen beträgt. Die Außenhaut des Schiffes besteht aus einem starken unzerreißbaren Stoffgewebe, das durch mehrere Lackanstriche wetterfest gemacht wurde. Die Gesamtfläche dieser Außenhaut mißt nicht weniger als rund 28 000 Quadratmeter.

Der Führer bei der Wehrmacht auf dem Zeppelinfeld.

Mit dem Großen Wecken um 6 Uhr morgens und Standkonzerten auf den drei schönsten Plätzen in der Stadt der Reichsparteitage begann der letzte Tag des Reichsparteitages Großdeutschlands, der nun schon traditionell den Namen „Tag der Wehrmacht" führt. Er ist die gewaltige Demonstration der zweiten tragenden Säule des nationalsozialistischen Reiches, unserer stolzen Wehrmacht. Am Vormittag boten die Truppenteile auf dem Zeppelinfeld vor mehr als 100 000 Zuschauern grandiose Vorführungen.

Am Nachmitag des unvergleichlich stolzen Tages der Wehrmacht wohnte der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler, den Vorführungen des Heeres der Luftwaffe und der Kriegsmarine auf dem Zeppelinfeld inmitten von 160 000 Zuschauern bei.

Die Ansprache des Führers.

Soldaten der Deutschen Wehrmacht!

Wie in den vergangenen Jahren seid Ihr auch dieses Mal anläßlich des Reichsparteitages zu Nürnberg angetreten. Zum erstenmal als Soldaten des Großdeutschen Reiches! Daß dieser Traum von Jahrhunderten Wirklichkeit werden konnte, verdanken wir zwei Tatsachen:

Erstens: Der gelungenen Schöpfung einer wahrhaften deutschen Volksgemeinschaft. Sie hat die Voraussetzungen geschaffen für die Erfüllung dieses Traumes.

Zweitens: Der Aufrichtung der neuen deutschen Wehrmacht, deren Soldaten diesen Traum durch ihren Einmarsch endgültig verwirklichten!

Zwei Erkenntnisse mögen wir auch daraus ableiten:

Erstens die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Existenz der Bewegung, die es fertigbrachte, in noch nicht einmal zwei Jahrzehnten das deutsche Volk aus dem Zustand seiner größten inneren Wirrnis zu der Einheit zu führen, die wir heute an ihm sehen. Die nationalsozialistische Lehre und Partei sind die Garanten dieser deutschen Volksgemeinschaft im Inneren!

Zweitens müssen wir daraus die Lehre ziehen, wie notwendig es ist, dieser im Innern in Ordnung gebrachten Volksgemeinschaft den Schutz nach außen zu geben. Er liegt ausschließlich in der Kraft der eigenen Waffe und damit im Waffenträger selbst.

Keine Verhandlung, keine Konferenz und keine Abmachung hat uns das natürliche Recht der Einigung der Deutschen gegeben. Wir mußten uns dieses Recht selber nehmen und konnten es uns nur nehmen dank Eurem Dasein, meine Soldaten! So haben diese beiden größten Institutionen unseres Volkes zwei gleiche Aufgaben zu erfüllen:

Der Nationalsozialismus erzieht unser Volk im Innern zur Volksgemeinschaft, und die Wehrmacht erzieht dieses gleiche Volk zur Verteidigung dieser Volksgemeinschaft nach außen!

So seid Ihr, meine Soldaten, in diesem neuen Reich schon mit einer Aufgabe betraut worden. Ihre Lösung hat Euch mit die Liebe des deutschen Volkes erworben. Es hat auf Euch vertraut und weiß, daß es auf seine Söhne im Waffenkleid vertrauen kann. Denn Ihr habt die besten Waffen, die es heute gibt, Ihr bekommt die beste Ausbildung, und ich weiß, Ihr habt auch den besten Charakter!

Ihr paßt hinein in die ewige, unvergängliche Front des deutschen Soldatentums. Daß dem so ist, hatte ich in den letzten Monaten Gelegenheit, mich selbst öfter als einmal zu überzeugen. Ich habe es gesehen auf den Manöverplätzen, auf den Schießplätzen, auf den Übungsplätzen, und ich habe das beruhigende Bewußtsein bekommen, daß die deutsche Nation wieder befriedigt auf ihre Soldaten blicken kann.

Dafür möchte ich Euch danken.

Allein, wir alle dienen nicht um des Dankes, des Lobes oder eines Lohnes willen. Es sei denn: Dieser Dank, dieses Lob und dieser Lohn liegen in dem, was uns das höchste ist auf dieser Welt: In unserem Volk und in unserem Deutschen Reich!

Deutschland — Siegheil!

Aus dem Gerichtssaal.

Der Abtreibungsprozeß in Breslau.

Im Verlaufe der Verhandlung vor dem Breslauer Schwurgericht gegen Dr. med. Frach und vier angeklagte Frauen wegen fortgesetzter gewerbsmäßiger Abtreibung wurden bis jetzt etwa 70 Zeugen gehört, mit denen die 30 zur Anklage stehenden Fälle eingehend erörtert wurden. Die Frauen und Mädchen, die bei den Angeklagten Hilfe suchten, entstammen aus den verschiedensten Kreisen. Es ergab sich bei den Vernehmungen immer wieder, daß die Zeuginnen durch die angeklagten Frauen vorbehandelt wurden und verschiedene von ihnen alsdann in die Privatklinik auf der Viktoriastraße zur weiteren Behandlung geschickt wurden. Nur wenige von den Zeuginnen gingen direkt zu Dr. Frach.

Da die zur Anklage stehenden Abtreibungsfälle bis in das Jahr 1929 zurückreichen und viele Zeuginnen auch sehr zurückhaltend sind, gestaltet sich die Verhandlung sehr schwierig und langwierig. Während Dr. Frach jeden unerlaubten Eingriff bei den Frauen bestreitet und behauptet, erst dann eingegriffen zu haben, wenn es seine Pflichten als Arzt notwendig machten, gaben die beiden angeklagten Hebammen zu, sich in einer Reihe von Fällen der Abtreibung schuldig gemacht zu haben, doch werden auch von diesen einige ihnen von der Anklage zur Last gelegten unerlaubten Eingriffe bestritten. Die Leiterin der Privatklinik Maria Cieplik bestreitet, daß sie etwas davon gewußt habe, daß in ihrer Klinik Abtreibungen vorgenommen würden. Die Preise für die unerlaubten Unterbrechungen der Schwangerschaften wurden nach den Aussagen verschieden bemessen; sie betrugen je nach dem Stand der Ratsuchenden 20 bis 200 RM. Dieses Geld wurde zu einem Teil an die Hebammen und, falls die Frauen die Klinik aufsuchten, an die Klinik bezahlt.

Am Mittwoch werden noch die restlichen Zeugen vernommen und sich auch die ärztlichen Sachverständigen äußern, so daß nach einem verhandlungsfreien Tage am Freitag mit den Plädoyers begonnen wird.

Blick in die Wirtschaft.

Breslauer Getreide-Großmarkt.

Tendenz: Weizen und Roggen geschäftslos.

Weizen (schl.) Hektol. 75/76 Kilo gesund und trocken Durchschnittsqualität Erzeuger-Festpreis ausschl. Sack ab Verladestation: Festpreisgebiet II 187, IV 189, VI 191, VII 192. Gesetzlicher Mühlen-Einkaufspreis vom Handel frei Mühlenstation: Festpreisgebiet II 191, IV 193, VI 195, VII 196.

Roggen (schl.), Hektol. 70/72 Kilo gesund und trocken Durchschnittsqualität Erzeuger-Festpreis ausschl. Sack ab Verladestation: Festpreisgebiet I 169, III 171, V 173, VIII 176. Gesetzl. Mühlen-Einkaufspreis vom Handel frei Mühlenstation: Festpreisgebiet I 173, III 175, V 177, VIII 180.

Hafer (schles.), Hektol. 46/49 Kilo gesund und trocken Durchschnittsqualität Erzeuger-Festpreis ausschl. Sack ab Verladestation: Festpreisgebiet I 154, II 156, IV 158, VII 162. Handelspreis frei Breslau: Festpreisgebiet I —, II —, IV —, VII —.

Futtergerste (schl.), Hektol. 59/60 Kilo, gesund und trocken Durchschnittsqualität Erzeuger-Festpreis ausschl Sack ab Verladestation: Festpreisgebiet I 157, III 159 V 161, VII 164.

Zu- und Abschläge für Mehr- oder Mindergewichte haben nach der Anordnung der Hauptvereinigung der Deutschen Getreide- und Futtermittelwirtschaft vom 1. Juli 1938 Geltung

Ab Erzeugerhof ermäßigen sich sämtliche Preise für Getreide um 1 RM. pro Tonne.

Industriegerste bis 20 RM. pro Tonne über dem gesetzlich festgelegten Futtergersten-Grundpreis ab Erzeugerstation bei einem Mindest-Hektol.-Gewicht von 68 Kilo.

Braugerste, Preisgebiet IV 215, V 220. Erzeugerhöchstpreis ab Erzeugerstation. Ab Erzeugerhof 2 RM. pro Tonne billiger. Für feine und Ausstichbraugerste: Aufschläge nach den Richtlinien der HV.

Mehl per 100 Kilogramm:

Tendenz: Weizenmehl stetig, Roggenmehl ruhig.

Weizenmehl (Basistype 812): Für Weizenmehl, dem gemäß Abschnitt II, Ziffer 6, Abs 1 Roggenbackmehl (7 v. H.) beigemischt ist, ermäßigen sich die nachgenannten Preise um je 0,30 RM. je 100 Kilogr. Preisgebiet II 27,30, IV 27,30, VI 27,60, VII 27,60.

Roggenmehl (Basistype 997): Preisgebiet I 21,10 Preisgebiet III 21,30, Preisgebiet V 21,55, Preisgebiet VIII 21,90 RM.

Zuzüglich 50 Pfg. Frachtenausgleich brutto für netto einschl. Sack frei Empfangsstation bei Abnahme von min-

Futtermittel, 100 Kilogr. einschl. Monopolabgabe. Bei Abgabe des Verteilungshandels erfolgen die Zuschläge für Verteilung, Unkosten und Frachten. Die Frachtvergütung für Sojaschrot ist nicht berücksichtigt. Weizenkleie*), Festpreisgebiet II 11,15, IV 11,25, VI 11,35, VII 11,40; Weizen-Vollkleie*) I 11,65, IV 11,75, VI 11,85, VII 11,90; Weizen-Futtermehl*) II 13,65 IV 13,75, VI 13,85, VII 13,90; Roggenkleie Festpreisgebiet I 9,70, III 9,80, V 9,95 VIII 10,10; Gersten-Futtermehl ab Rosenthal 18,20; Leinkuchen**) 37prozentig, ab Hamburg 16,33; Rapskuchen**), 38proz. ab Hamburg inl. 14,12; Extr. Rapsschrot**) 34 proz., ab Hamburg inl. 14,12; Palmkernkuchen**), 21proz. ab Hamburg 13,92; Extr. Palmkernschrot**) 18proz., ab Hamburg 13,42; Sesamkuchen**) 46proz., ab Hamburg 15,03; Deutsche Kokoskuchen**) 26proz., ab Hamburg 14,72; Erdnußkuchen**), 50proz., ab Hamburg 15,83; Extr. Sojaschrot**), 45proz. ab Hamburg 15,55; Sonnenblumenkuchen**) 46proz. 15,03; Baumwollsaatkuchenmehl**), 48/50proz., 16,53; Reisfuttermehl†) 24proz. max. 6% Rohfaser ab Rosenthal 13,12; Biertrebert†) 14; Malzkeimet†) 13,40; Trockenschnitzelt†) 9,46; Zuckerschnitzelt†), vollwertig, getrocknet, 12,66. — Kartoffelflocken ohne Sack 10 RM. je To. unter dem jeweiligen Roggenerzeugerfestpreis Verbraucherhöchstpreis. Inl. Futtermais Erzeugerfestpreis ab Erzeugerstation ohne Sack 22,— RM.

Futterhülsenfrüchte, Erzeugerhöchstpreise: Futterbohnen plus 40 RM., Futtererbsen (Peluschken) plus 40 RM., Futterwicken plus 40 RM., Futtersüßlupinen plus 30 RM., Futterlupinen, bitter plus 20 RM. je Tonne.*)

*) Über dem jeweiligen Erzeugerfestpreis für Futtergerste ab Erzeugerstation.

Viehmarkt

Amtlicher Bericht des Breslauer Schlachtviehmarktes

vom 13. September 1938.

Der Auftrieb betrug: 478 Rinder, 602, Kälber, 215 Schafe, 1122 Schweine.

Es wurden gezahlt für 50 Kilogramm Lebendgewicht in Reichsmark:

Rinder: Ochsen 41 Stück	
vollfleischige, ausgemästete, höchsten Schlachtwerts	43
sonstige vollfleischige	38—39
fleischige	33—34
gering genährte	—
Bullen: 86 Stück	
jüngere, vollfleischige, höchsten Schlachtwerts	41
sonstige vollfleischige oder ausgemästete	37
fleischige	32
gering genährte	25
Kühe: 312 Stück	
jüngere, vollfleischige, höchsten Schlachtwerts	39—41
sonstige vollfleischige oder ausgemästete	33—37
fleischige	25—31
gering genährte	15—23
Färsen (Kalbinnen): 39 Stück	
vollfleischige, ausgemästete, höchsten Schlachtwerts	42
vollfleischige	38
fleischige	33
gering genährte	—
Kälber: Doppellender bester Mast	70—75
beste Mast- und Saugkälber	56—60
mittlere Mast- und Saugkälber	50—54
geringere Saugkälber	40—45
geringe Kälber	30—35
Lämmer, Hammel und Schafe:	
Lämmer und Hammel: beste Mastlämmer, Stallmastlämmer	45—47
Weidemastlämmer	—
beste jüngere Masthammel: Stallmasthammel	—
Weidemasthammel	—
mittlere Mastlämmer u. ältere Masthammel	—
geringere Lämmer und Hammel	—
Schafe: beste Schafe	33—37
mittlere Schafe	33—37
geringe Schafe	—
Schweine:	
a) Schweine von 150 und mehr Kilo Lebendgewicht	55
b) 1. Schweine v. 135—149,5 Kilo Lebdgew.	54
2. Schweine v. 120—134,5 Kilo Lebdgew.	53
c) Schweine von 100—119,5 Kilo Lebdgew.	51
d) Schweine von 80—99,5 Kilo Lebdgew.	48
e) Schweine von 60—79,5 Kilo Lebdgew	—
f) Schweine von unter 60 Kilo Lebdgew	—
g) 1. fette Specksauen	51—52
2. andere Sauen	49—50
h) Eber	—
i) Altschneider	52

Marktverlauf: Rinder und Kälber verteilt, Schafe glatt, Schweine verteilt.

Der Feuerteufel

Heiterer Roman von Olga Engelhardt.

Copyright by Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag, Berlin-Zehlendorf, Machnowerstraße 24.

31) (Nachdruck verboten.)

Wurm setzte seinen Namen breit und wuchtig, wie mit einem Streichholz geschrieben, unter die Schriftstücke. Ihn mit der Feder handhaben zu sehen, wirkte für den Beschauer beängstigend. Es erweckte das Gefühl, als wenn der Halter unter der Kraft der ihn umklammernden Finger zerbrechen müßte. Energisch klappte er die Mappe zu und sah kurz zu Karla auf.

„Tränen?" Weinende Frauen waren ihm verhaßt; denn ihnen gegenüber schwand seine sonstige Sicherheit. Er stand auf und klopfte Karla auf die Schulter. „Tränen kann ich nicht sehen. Weinen Sie nachts." Damit war sie für heute entlassen.

Als sie nach diesem nicht sehr befriedigenden Bürotag auf die Straße trat, saß der junge Wurm wartend in seinem Wagen.

„Steigen Sie, bitte, ein", forderte er sie auf.

„Ich habe Sie so oft gebeten, mich nicht immer hier zu erwarten", sagte sie vorwurfsvoll. „Es ist doch nicht notwendig, daß die ganzen Angestellten über uns klatschen."

„Das soll jetzt auch aufhören", versicherte er. „Aber nun steigen Sie, bitte, schnell ein, ehe mein Vater kommt."

„Sie sind so merkwürdig. Alles scheint heute schlechter Laune zu sein."

„Ich bin in glänzender Laune", versicherte er, obgleich sein Gesicht nicht so aussah.

„Wo fahren Sie mich denn hin, ich will nach Haus."

„Wir machen nur einen kleinen Umweg, ich muß erst etwas mit Ihnen besprechen."

Sie lehnte sich ergebungsvoll in ihren Sitz zurück.

„Müssen wir zu dieser Besprechung so weit fahren?" wagte sie nach einer knappen halben Stunde zu fragen, als der Wagen immer noch auf der Landstraße dahinglitt.

„Wir sind gleich da", versicherte er und hielt vor einem schmalen Pfad. „Hier müssen wir aussteigen."

„Was ist denn das?" fragte sie erstaunt und folgte ihm mißtrauisch, denn ihr Fuß versank fast bis zum Knöchel in Sand.

Schön konnte sie die Gegend hier nicht gerade finden. Vereinzelte Bäume streckten dürftige Äste in die Luft, und zu den Seiten des Weges erstreckten sich unregelmäßige, grasbewachsene Flächen, die mit Nummernschildern markiert waren.

„Das ist eine Siedlung", erklärte er, einen Plan entfaltend, „oder vielmehr, es wird erst eine."

„Und was sollen wir hier?" fragte sie verständnislos.

„Den schönsten Platz für uns aussuchen."

Karla bezog dieses „für uns"" auf die Käsefabrik.

„So weit ist die Fabrik entfernt; ist das praktisch?"

„Ja, wenn Sie den Käsegeruch so lieben, daß Sie ihn immer in der Nähe spüren möchten..."

„Sollen die Büros hierher verlegt werden?"

„Nein, natürlich nicht. Aber ich möchte für uns, für uns beide, Karla, hier ein kleines Häuschen bauen."

In jähem Begreifen hob sie angstvoll abwehrend die Hände.

„Bitte, sprechen Sie nicht weiter, Herr Wurm."

„Doch, heute muß es einmal gesagt werden, was Sie mir bisher nie auszusprechen erlaubten, daß ich Sie liebe."

Ich habe es doch jetzt auch nicht erlaubt, dachte Karla und stand sehr unglücklich in dem tiefen Sand. Warum mußte er es nun heute sagen? Sie hatte tagsüber nur einige Butterbrote gegessen und sehnte sich nach einem Teller Suppe. Frau Grün, die neue Wirtin, war immer schlechter Laune, wenn sie sich verspätete.

„Sie haben einen neuen Menschen aus mir gemacht", fuhr Wurm fort. „Mit vielen guten Vorsätzen habe ich ein neues, geregeltes Leben begonnen. Sie waren der Ansporn. Ich habe zum ersten Mal gelernt, was Arbeit heißt und wieviel schöner sich nach getanem Tagewerk die Freizeit gestaltet."

„Das freut mich außerordentlich", sagte Karla lebhaft. „Loni hat immer gesagt, daß aus Ihnen noch einmal etwas Ordentliches werden könnte. Jetzt, wo Sie selbst einsehen, daß Sie sich auf dem rechten Wege befinden, werden Sie auch darauf bleiben, und Ihr Vater hat die Beruhigung, einen tüchtigen Nachfolger zu bekommen. Versprechen Sie mir, auch fernerhin fleißig zu sein."

Er ergriff die dargebotene Hand und preßte sie heftig.

„Ihnen kann ich alles versprechen, Karla. Es gibt nichts, was ich nicht für Sie tun würde."

„Dann fahren Sie mich jetzt, bitte, nach Haus, es fängt an zu regnen."

Sie machte energisch kehrt und setzte sich in den Wagen.

„Ja, wirklich, es regnet."

Er nahm neben ihr Platz, machte aber keine Anstalten zur Rückfahrt.

„Nun", ermunterte sie ihn, mit einem Blick auf den Anlasser.

„Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet."

„Sie haben mich gar nichts gefragt, und ich glaube, wir haben alles besprochen."

„Sie dürfen mir nicht länger ausweichen, Karla. Sie müssen mir sagen, ob Sie meine Frau werden wollen. Ich möchte nicht, daß Sie noch länger im Büro von meinem Vater schlecht behandelt werden."

„Oh, Ihr Vater meint das nicht böse", verteidigte Karla den Abwesenden.

„Es ist schön, daß Sie ihn schätzen; das wird uns später vieles erleichtern."

„Aber ich will Sie nicht heiraten." Sie hatte eingesehen, daß ein längeres Drumherumreden sinnlos war.

„Sie wollen nicht?" Er war grenzenlos erstaunt. „Bedenken Sie, ich biete Ihnen eine sichere, sorglose Zukunft."

„Das ist sehr viel wert", entgegnete Karla ernsthaft, „und doch kann ich nicht ja sagen. Ersparen Sie mir, die Gründe anzugeben."

Sein Gesicht sah so trostlos aus, daß Karlas Mitleid sich regte.

„Sie sind noch so jung", redete sie ihm zu, „und werden sicher eine Frau finden, die besser zu Ihnen paßt als ich."

„Das glaube ich nicht." Er wendete den Wagen.

Stumm legten sie die Fahrt zurück. Karla war so erfüllt von dem Wunsch, noch ein tröstendes Wort für den Abschied zu finden, daß sie die eigene Zukunft ganz vergaß. Erst als er unvermittelt sagte:

„Was wird mein Vater sagen? ...", öffnete sich vor ihr ein neuer Abgrund.

Der alte Wurm würde ob dieser Enttäuschung fluchen und toben, wenn er sie nicht gar entließe. Es ging wohl auch nicht gut an, daß sie länger im Geschäft blieb und täglich mit dem abgewiesenen Freier zusammentraf. Das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit und die Angst, was Loni sagen würde, tauchte vor ihr auf. Die Tränen begannen zu tropfen.

„Ich fürchte mich vor Ihrem Vater."

„Weinen Sie nicht", bat er, obgleich es ihm selbst jämmerlich zumute war, „ich werde es ihm nicht erzählen."

„Er merkt es ja doch", schluchzte Karla verzweifelt.

Der junge Wurm ahnte nicht, daß sie für ihre Stelle fürchtete. Eigentlich habe ich mehr Anlaß zum Traurigsein als sie, dachte er grimmig. Es sind die Frauen.

Karla hielt es nicht länger im Wagen aus.

„Bitte, lassen Sie mich aussteigen."

„Hier wohnen Sie doch nicht."

„Aber ich möchte raus."

Sie befanden sich nur wenige Schritte von Bertrams Wohnung entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung von Seite 7.)

vanchegedanken nicht nur nicht gepflegt, sondern im Gegenteil aus dem gesamten öffentlichen und privaten Leben verbannt. Im Laufe des 17. Jahrhunderts hat Frankreich das Elsaß und Lothringen dem alten Deutschen Reich mitten im tiefsten Frieden langsam genommen. 1870/71 hat Deutschland nach einem schweren Krieg, der ihm aufgezwungen war, diese Gebiete zurückgefordert und erhalten. Nach dem großen Weltkrieg gingen sie wieder verloren. Für uns Deutsche bedeutete das Straßburger Münster sehr viel. Wenn wir trotzdem hier einen endgültigen Strich gezogen haben, dann geschah es, um dem europäischen Frieden für die Zukunft einen Dienst zu erweisen. Es konnte uns niemand zwingen, solche Revisionsansprüche freiwillig aufzugeben. Wenn wir sie nicht aufgeben wollten! Wir haben sie aufgegeben, weil es

unser Wille war, den ewigen Streit mit Frankreich einmal für immer zu beenden.

Auch an anderen Grenzen hat das Reich dieselben entschlossenen Maßnahmen versucht und die gleiche Haltung eingenommen. Der Nationalsozialismus ist hier wirklich, von höchstem Verantwortungsbewußtsein getragen, vorgegangen. Wir haben die schwersten Opfer an Verzichten freiwillig auf uns genommen, um Europa für die Zukunft den Frieden zu erhalten und vor allem der Völkerversöhnung von uns aus den Weg zu ebnen. Wir haben dabei mehr als loyal gehandelt. Weder in der Presse noch im Film oder auf der Bühne ist eine diesem Entschluß entgegenstehende Propaganda gemacht worden. Nicht einmal in der Literatur wurde eine Ausnahme geduldet.

Ich habe aus diesem selben Geiste heraus Angebote gemacht zur Lösung europäischer Spannungen, die einer Ablehnung verfielen aus Gründen, die uns noch unverständlich sind. Wir haben selbst unsere Macht auf einem wichtigen Gebiete freiwillig begrenzt, in der Hoffnung mit dem in Frage kommenden Staat niemals mehr die Waffen kreuzen zu müssen. Dies ist nicht geschehen, weil wir etwa nicht mehr als 35 Prozent Schiffe würden bauen können, sondern es geschah, um einen Beitrag zur endgültigen Entspannung und Befriedung der europäischen Lage zu geben Da in Polen ein großer Pariot und Staatsmann bereit war, mit Deutschland ein Abkommen zu schließen, sind wir sofort darauf eingegangen und haben eine Abmachung getätigt, die für den europäischen Frieden mehr bedeutet, als alle Redereien im Genfer Völkerbundstempel zusammengenommen.

Deutschland hat nach vielen Seiten hin heute vollständig befriedete Grenzen und es ist entschlossen, und es hat dies versichert, diese Grenzen nunmehr als unabänderlich und endgültig hinzunehmen und anzunehmen, um damit Europa das Gefühl der Sicherheit und des Friedens zu geben. Diese Höchstbegrenzung und Selbstbeschränkung ist aber anscheinend von vielen nur als eine Schwäche Deutschlands ausgelegt worden. Ich möchte deshalb heute diesen Irrtum hier richtigstellen:

Ich glaube, es kann dem europäischen Frieden nichts nützen, wenn darüber ein Zweifel besteht, daß das Deutsche Reich nicht gewillt ist, deshalb nun überhaupt sein Desinteressement an allen europäischen Fragen auszusprechen und in Sonderheit, daß Deutschland nicht bereit ist, dem Leid und Leben einer Summe von 3½ Millionen Volksgenossen gegenüber gleichgültig zu sein und an ihrem Unglück keinen Anteil mehr zu nehmen. Wir verstehen es, wenn England oder Frankreich ihre Interessen in einer ganzen Welt vertreten.

Ich möchte aber hier den Staatsmännern in Paris und London versichern, daß es auch deutsche Interessen gibt, die wir entschlossen sind, wahrzunehmen und zwar unter allen Umständen.

Ich möchte sie dabei erinnern an eine Reichstagsrede vom Jahre 1933, in der ich zum ersten Male vor der Welt feststellte, daß es nationale Fragen geben kann, in denen unser Weg klar vorgezeichnet ist, daß ich dann jede Not und jede Gefahr und jede Drangsal lieber auf mich nehmen werde, als von der Erfüllung solcher Notwenigkeiten abzustehen.

Kein europäischer Staat hat für den Frieden mehr getan als Deutschland! Keiner hat größere Opfer gebracht! Aber man muß es verstehen, daß auch diese Opfer irgendwie ihre Grenzen besitzen und daß der nationalsozialistische Staat nicht verwechselt werden darf mit dem Deutschland der Bethmann-Hollwegs oder Hertlings.

Einschüchterungsmethoden Prags.

Wenn ich diese Erklärungen hier ausspreche, dann geschieht es deshalb, weil ich im Laufe des heurigen Jahres ein Ereignis zugetragen hat, das uns alle zwingt, nunmehr unsere Haltung überhaupt einer gewissen Korrektur zu unterziehen. Wie Ihnen bekannt ist, meine Parteigenossen, sollten in diesem Jahr in der Tschecho-Slowakei nach vorangegangenen endlosen Verschiebungen jeder Volksabstimmung wenigstens Gemeindewahlen stattfinden. Man war nun selbst in Prag von der Unhaltbarkeit der tschechischen Position überzeugt. Man befürchtete die Einigkeit der Deutschen und der anderen Nationalitäten.

Man glaubte deshalb zu besonderen Maßnahmen greifen zu müssen, um durch einen Druck auf die Wahlhandlung das Abstimmungsergebnis beeinflussen zu können. Die tschechische Regierung kam dabei auf den Gedanken, daß als einziges wirksames Mittel dafür nur eine brutale Einschüchterung in Frage kommen würde. Geeignet für diese Einschüchterung schien eine Demonstration der Machtmittel des tschechischen Staates zu sein. Es sollte besonders den Sudetendeutschen die brachiale tschechische Gewalt gezeigt werden, um sie zu warnen, ihre nationalen Interessen zu vertreten und dementsprechend abzustimmen. Um diese Demonstration vor der Welt aber plausibel erscheinen zu lassen,

erfand die tschechische Regierung, Herr Benesch, die Lüge, Deutschland hätte Truppen mobil gemacht und stünde vor einem Einmarsch in die Tschecho-Slowakei.

Skrupellose Verdächtigungen Deutschlands.

Ich habe dazu heute folgende Erklärung abzugeben: Das Vorbringen solcher lügenhafter Behauptungen ist nichts Neues. Etwa ein Jahr vorher brachte die Presse in einem anderen Lande den Schwindel auf, 20 000 deutsche Soldaten seien in Marokko gelandet. Der jüdische Fabrikant dieser Presselüge hoffte, daraus einen Krieg entstehen lassen zu können. Es hatte damals genügt, an den Botschafter Frankreichs eine kurze Erklärung abzugeben, um diesen infamen Schwindel aus der Welt zu schaffen. Auch dieses Mal nun ist dem Botschafter einer anderen Großmacht sofort versichert worden, daß an dieser tschechischen Behauptung kein wahres Wort sei. Diese Erklärung wurde ein zweites Mal wiederholt, sie wurde aber auch der Prager Regierung sofort mitgeteilt. Allein die Prager Regierung brauchte diesen Betrug ja als Vorwand für ihre terroristische Erpressung und Wahlbeeinflussung. Ich kann hier nur noch nachträglich versichern, daß

1. zu dieser Zeit nicht ein deutscher Soldat mehr eingezogen war, als an sich dienten,

2. daß nicht ein Regiment oder irgend ein anderer Verband an die Grenze marschiert, ja, daß sich in diesem Zeitraum auch nicht ein Soldat außerhalb seiner Friedensgarnison befand und daß im Gegenteil die Anordnung gegeben war, selbst den leisesten Anschein einer Pression auf die Tschechei von unserer Seite zu vermeiden.

Trotzdem fand nun jene niederträchtige Kampagne statt, in der ganz Europa organisiert wurde nur zu Diensten der verbrecherischen Ziele einer Regierung, die beabsichtigte, eine Wahl unter militärischen Druck zu setzen, um die Bürger einzuschüchtern und damit um ihr Stimmrecht zu betrügen, und die zu dem Zweck irgendeine moralische Rechtfertigung benötigte, in ihrer Skrupellosigkeit dann auch davor nicht zurückschreckte, einen großen Staat zu verdächtigen, ganz Europa zu alarmieren und notfalls in einen blutigen Krieg zu stürzen.

Die notwendigen Konsequenzen.

Da nun Deutschland keinerlei Absichten besaß, ja, im Gegenteil überzeugt war, daß gerade die Gemeindewahlen das Recht der Sudetendeutschen bestätigen würden, ist von seiten der Reichsregierung aus auch nichts geschehen. Dies aber wurde nun zum Anlaß genommen, um zu behaupten, daß, nachdem nichts geschah, Deutschland vor der entschlossenen Haltung der Tschechen und den ernsten Interventionen Englands und Frankreichs zurückgewichen wäre.

Sie werden verstehen, meine Parteigenossen, daß eine Großmacht ein zweites Mal einen solchen niederträchtigen Übergriff nicht hinnehmen kann. Ich habe deshalb vorsorglich daraus die notwendigen Konsequenzen gezogen. Ich bin Nationalsozialist und als solcher gewohnt, gegen jeden Angriff sofort zurückzuschlagen.

Ich weiß auch ganz genau, daß durch Nachgiebigkeit ein so unversöhnlicher Feind, wie es das Tschechentum ist, nicht versöhnt, sondern nur noch mehr zur Überheblichkeit gereizt wird. Das alte Deutsche Reich kann uns hier eine Warnung sein. Es ist in seiner Friedensliebe bis zur Selbstaufgabe gegangen und konnte am Ende den Krieg doch nicht verhindern.

Ich habe unter Berücksichtigung dessen nunmehr am 28. Mai sehr schwere Maßnahmen getroffen:

Erstens: Die angekündigten Verstärkungen des Heeres und der Luftwaffe wurden auf meinen Befehl hin außerordentlich erweitert und augenblicklich eingeleitet und ausgeführt.

Zweitens: Ich befahl den sofortigen Ausbau unserer Festungsanlagen im Westen.

Das gigantischste Festungswerk aller Zeiten.

Ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß seit dem 28. Mai dort das gigantischste Befestigungswerk aller Zeiten im Ausbau begriffen ist. Ich habe zu diesem Zweck den Generalinspekteur des deutschen Straßenbauwesens Dr. Todt mit einem neuen Auftrag bedacht. Er hat im Rahmen der von der Festungsbauinspektion vorgesehenen Arbeiten durch die Kraft seines organisatorischen Genies eine der größten Leistungen aller Zeiten vollbracht. Ich möchte Ihnen nur wenige Zahlen nennen:

An der deutschen Westbefestigung, die seit zwei Jahren an sich bereits im Bau begriffen war, arbeiten nunmehr:

In der Organisation Todt zusammengerechnet 278 000 Arbeiter, darüber hinaus 84 000 Arbeiter, darüber hinaus 100 000 Mann Reichsarbeitsdienst und zahlreiche Pionierbataillone und Infanteriedivisionen.

Unbesehen des Materials, was durch andere Transportmittel angeliefert wird, schafft allein die Deutsche Reichsbahn täglich rund 8000 Eisenbahnwaggons. Der Gesamtverbrauch an Kies beträgt täglich über 100 000 Tonnen.

Die deutsche Westbefestigung wird noch vor Einbruch des Winters vollkommen fertig sein.

Ihre Abwehrkraft ist schon jetzt vollen Ausmaßes gesichert. Nach ihrer Vollendung umfaßt sie insgesamt über 17 000 Panzer- und Betonwerke. Hinter dieser Front aus Stahl und Beton, die zum Teil in drei Linien und an einzelnen Stellen in vier Linien eine Gesamttiefe bis zu 50 Kilometer erreicht, steht das deutsche Volk in Waffen.

Ich habe diese gewaltigste Anstrengung aller Zeiten gemacht, um dem Frieden zu nutzen. Ich werde aber unter keinen Umständen gewillt sein, einer weiteren Unterdrückung der deutschen Volksgenossen in der Tschecho-Slowakei in endloser Ruhe zuzusehen.

Herr Benesch treibt Taktik, er redet und will Verhandlungen organisieren, nach Genfer Muster die Frage der Prozeduren klären und kleine Beruhigungsgeschenke geben. So geht das auf die Dauer nicht! Hier handelt es sich nicht um Redensarten, sondern um Recht, und zwar um verletztes Recht. Was die Deutschen fordern, ist das Selbstbestimmungsrecht, das jedes andere Volk auch besitzt, und keine Phrase. Herr Benesch hat diesen Sudetendeutschen keine Geschenke zu geben, sie haben das Recht, ein eigenes Leben zu beanspruchen, genau wie jedes andere Volk. Wenn die Demokratien aber der Überzeugung sein sollten, daß sie in diesem Falle, wenn notwendig, mit allen Mitteln die Unterdrückung der Deutschen beschirmen müßten, dann wird dies schwere Folgen haben!

Ich glaube, dem Frieden mehr zu nutzen, wenn ich darüber keinen Zweifel lasse. Ich habe nicht die Forderung gestellt, daß Deutschland 3½ Millionen Franzosen unterdrücken darf, oder die, daß uns etwa 3½ Millionen Engländer zur Unterdrückung ausgeliefert werden,

aber ich stelle die Forderung, daß die Unterdrückung der 3½ Millionen Deutschen in der Tschecho-Slowakei aufhört und an dessen Stelle das freie Recht der Selbstbestimmung tritt.

Es würde uns leid tun, wenn darüber unser Verhältnis zu den anderen europäischen Staaten getrübt oder Schaden nehmen würde. Allein die Schuld läge dann nicht bei uns. Im übrigen ist es Sache der tschecho-slowakischen Regierung, sich mit den berufenen Vertretern der Sudetendeutschen auseinanderzusetzen und eine Verständigung so oder so herbeizuführen. Meine Sache und unser aller Sache, meine Volksgenossen, aber ist es, dafür zu sorgen, daß hier nicht aus Recht Unrecht wird. Denn es handelt sich um deutsche Volksgenossen. Ich bin auch keineswegs gewillt, hier mitten im Herzen Europas durch die Tüchtigkeit anderer Staatsmänner ein zweites Palästina entstehen zu lassen. Die armen Araber sind wehrlos und vielleicht verlassen.

Die Deutschen in der Tschecho-Slowakei sind weder wehrlos noch sind sie verlassen. Das möge man zur Kenntnis nehmen.

Ich glaube diesen Gedanken an dem Parteitag aussprechen zu müssen, an dem zum ersten Mal die Vertreter unserer deutsch-österreichischen Gaue teilnehmen. Sie wissen am besten, wie schmerzlich es ist, vom Mutterlande getrennt zu sein. Sie werden am ehesten auch den Sinn meiner heutigen Ausführungen erkennen. Sie werden mir auch am freudigsten zustimmen, wenn ich vor dem ganzen Volk feststelle, daß wir nicht verdienten, Deutsche zu sein, wenn wir nicht bereit wären, eine solche Haltung einzunehmen und die daraus folgenden Konsequenzen so oder so zu tragen.

Wenn wir die unerhörten Zumutungen bedenken, die in den letzten Monaten selbst ein Kleinstaat glaubte, Deutschland stellen zu dürfen, dann finden wir eine Erklärung dafür nur in der geringen Bereitwilligkeit, im Deutschen Reich einen Staat erkennen zu wollen, der mehr ist als ein friedfertiger Emporkömmling.

Wir denken in zu kleinen Zeiträumen.

Als ich im Frühling dieses Jahres in Rom stand, wurde mir innerlich bewußt, wie sehr die Geschichte der Menschheit in zu kleinen Zeiträumen und dementsprechend zu kleinen Ausmaßen gesehen und begriffen wird. Tausend und anderthalbtausend Jahre umfassen nur wenige Geschlechterfolgen. Was in einer solchen Zeit erniedrigt, kann sich in der gleichen Zeit auch wieder erheben.

Das heutige Italien und das heutige Deutschland sind ein sprechender Beweis dafür. Es sind regenerierte Nationen, die man in diesem Sinne vielleicht als neue bezeichnen kann, allein diese Jugend beruht nicht auf einem Neuland, sondern auf altem geschichtlichen Boden. Das Römische Reich beginnt wieder zu atmen. Deutschland aber, wenn auch geschichtlich unendlich jünger, ist ebenfalls als staatliche Erscheinung keine neue Geburt.

Ich habe die Insignien des alten Deutschen Reiches nach Nürnberg bringen lassen, um nicht nur dem eigenen deutschen Volk, sondern auch einer ganzen Welt es zu bedenken zu geben, daß über anderthalb Jahrtausend vor der Entdeckung der Neuen Welt schon ein gewaltiges Germanisch-Deutsches Reich bestanden hat.

Dynastien kamen und gingen, äußere Formen haben sich geändert. Das Volk hat sich verjüngt aber in seiner Substanz ist es ewig gleich geblieben.

Das Deutsche Reich hat lange Zeit geschlummert. Das deutsche Volk ist nun erwacht und hat seiner tausendjährigen Krone sich selbst als Träger gegeben. Für uns, die wir die geschichtlichen Zeugen dieser Wiederauferstehung sind, liegt darin ein stolzes Glück und eine demutsvolle Dankbarkeit vor dem Allmächtigen! Für die andere Welt aber soll dies eine Anregung und eine Lehre zugleich sein. Eine Anregung, noch einmal die Geschichte von einer höheren Warte aus zu studieren, und eine Lehre, nicht in vergangene Fehler zu verfallen.

Das neue Italienisch-Römische Reich genau so wie das neue Germanisch-Deutsche Reich sind in Wahrheit älteste Erscheinungen. Man braucht sie nicht zu lieben. Allein, keine Macht der Welt wird sie mehr entfernen.

Parteigenossen und Parteigenossinnen! Nationalsozialisten!

In dieser Stunde endet der erste Reichsparteitag Groß-Deutschland. Sie sind alle noch erfüllt von den gewaltigen geschichtlichen Eindrücken dieser Tage Der nationale Stolz und Ihre Zuversicht sind gestärkt worden angesichts dieser Demonstration der Kraft und Geschlossenheit unseres Volkes. Gehen Sie nun wieder heim mit jenem gläubigen Vertrauen das Sie durch fast zwei Jahrzehnte als Deutsche und Nationalsozialisten im Herzen tragen. Sie haben das Recht, das deutsche Haupt nun wieder mit Stolz erhoben tragen zu dürfen. Wir alle aber haben die Pflicht, es nie wieder unter einen fremden Willen zu beugen. Dies sei unser Gelöbnis! So wahr uns Gott helfe!

Sozialismus eine völkische Verpflichtung

Dr. Goebbels vor den Amtswaltern der NSV.

Bei der Sondertagung des Hauptamtes für Volkswohlfahrt und des Winterhilfswerkes nahm nach einem von Hauptamtsleiter Hilgenfeldt gegebenen Überblick Reichspropagandaleiter Dr. Goebbels das Wort, um die fundamentalen Gedanken des deutschen Sozialismus zu erläutern und im Namen des Führers der Millionenarmee freiwilliger Helfer und Helferinnen für ihren Einsatz auch im Laufe des vergangenen Jahres zu danken.

Unter Hinweis darauf, daß der Führer den Begriff des Sozialismus mit vollster Absicht schon im Namen der Partei verankert habe, hob Dr. Goebbels hervor, daß der fünfzehnjährige Kampf um die Macht im Grunde nichts anderes gewesen sei, als eine Auseinandersetzung zwischen der bolschewistisch-marxistischen und der nationalsozialistischen Weltanschauung. Sie gehe auch in der Gegenwart weiter und wenn man ihren Sinn auf die einfachste Formel bringen wolle, so könne man sagen: Es spielt sich heute in Europa ein Kampf zwischen Moskau und Nürnberg ab. Wenn der Nationalsozialismus auf dem Standpunkt stehe, daß diese Auseinandersetzung unter allen Umständen ausgefochten werden müsse, so durchaus nicht etwa deshalb, weil der Bolschewismus die internationale Weltrevolution betreibe, sondern in erster Linie, weil zwischen beiden eine durch nichts zu überbrückende Kluft in den Ansichten über das Wesen des Sozialismus bestehe. Es werde die Aufgabe der Zukunft sein, die Welt über diese Tatsache aufzuklären. Der Beweis für die Richtigkeit unserer Ansicht könne aber einzig und allein durch ernste praktische Arbeit erbracht werden.

Für den Nationalsozialismus sei der Sozialismus eine völkische Verpflichtung, deren fundamentaler Grundsatz die Erkenntnis darstelle: Wir müssen ein gesundes Volk besitzen, um den uns gebührenden Platz in der Welt einnehmen zu können!

Ausführlich analysierte Dr. Goebbels die Grundlagen des nationalsozialistischen Fürsorge- und Vorsorgegedankens als den Ausdruck eines gesunden, primitiven — im Dienst am Volk — egoistischen Gemeinschaftsempfinden. Aus der Tatsache, daß die nationalsozialistische Volksfürsorge nicht dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit des Volkes zu dienen habe, erkläre es sich auch, daß heute die Hauptsorge nicht der Beseitigung sozialer Schäden im einzelnen, sondern in erster Linie der Beseitigung ihrer Ursachen gelte, nachdem es gelungen sei, in den ersten Jahren nach der Machtübernahme die vorgefundenen himmelschreienden Einzelschäden abzustellen. **Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes habe deshalb auch heute seine Existenzberechtigung keineswegs verloren. Denn es sei der große Finanzquell der gesamten volksorganisatorischen Arbeit in Deutschland geworden.**

Es sei unser größter Stolz, daß die unermeßliche Fülle unserer Arbeit freiwillig und ehrenamtlich geleistet werde als ein aus edelster Gesinnung gezollter Tribut an unser Volk. Worte des Dankes für die vor aller Welt offenliegenden Erfolge unserer gewaltigen sozialen Arbeiten seien an dieser Stelle überflüssig. Der wahre Dank liege in den Resultaten unseres Handelns, in der steten Gesundung unseres Volkes, in seiner Beglückung, in seinem Jubel, vor allem aber in seiner Treue zum Führer, der wir, wenn wir durch unser Volk gehen, auf Schritt und Tritt begegneten

Wie groß auch die bisherigen Leistungen unseres sozialistischen Handelns seien, niemals würde diese Arbeit ein Ende nehmen können, denn der Sozialismus sei eine ewige Verpflichtung.